

ARMEE Rundschau

3
1957

Der Unterschied

Ein Volkssoldatenlied

Worte. Heinz Kahlau

Musik: Andre Asriel

**Bengel, sprach der alte Maier,
wo hast du die Flausen her.
Taugt dein Grips nur einen Dreier,
gehst du nicht zum Militär.
Halt dich raus und bleib gesund
und hör auf meinen Rat:
Ein guter Soldat ist ein dummer Hund,
denn ein guter Prolet ist ein schlechter Soldat.**

**Doch der Bengel sprach gelassen:
Vater laß das alte Lied.
Vater kannst du's gar nicht fassen,
es gibt einen Unterschied.
Lerne um und bleib gesund
und höre meinen Rat:
Ein schlechter Soldat ist ein dummer Hund,
denn ein guter Prolet ist ein guter Soldat.**

**Doch der Alte blieb verbissen:
Was Kommiß war bleibt Kommiß.
Zweimal hab ich dienen müssen
und ich kenne den Beschiß.
Bleibe Schmied und halt den Mund
und glaube meinem Rat:
Ein guter Soldat ist ein dummer Hund,
denn ein guter Prolet ist ein schlechter Soldat.**

**Vater wir sind Volkssoldaten
unser Hauptmann ist ein Schmied.
Zwischen Preußen und Proleten
gibt es einen Unterschied.
Lerne um und bleib gesund
und lasse deinen Rat:
Ein schlechter Soldat ist ein dummer Hund,
denn ein guter Prolet ist ein guter Soldat.**

**Bengel du wirst dich bekehren
wenn der Kapo mit euch brüllt.
Wollt ihr euch dagegen wehren
daß man euch zusammendrillt?
Stell dich blöd und bleib gesund
und merk dir meinen Rat:
ein guter Soldat ist ein dummer Hund,
denn ein guter Prolet ist ein schlechter Soldat.**

**Vater wir sind keine Hasen
und wer Preußenmucken hat,
dem wird schon der Marsch geblasen,
denn er ist kein Volkssoldat.
Merks dir gut und bleib gesund
ich bin ein Mann der Tat:
Ein schlechter Soldat ist ein dummer Hund,
denn ein guter Prolet ist ein guter Soldat.**



Wir haben dieses Lied geschrieben, weil wir mithelfen wollen, daß jeder Soldat unserer Volksarmee ein wirklicher Soldat unserer Volksarmee wird. Denn nicht nur Gehorsam, sondern Bewußtsein soll die Stärke unserer Armee sein.

Andre Asriel
Heinz Kahlau

ARMEE Rundschau

ZEITSCHRIFT FÜR MILITÄRWESEN, POLITIK UND KULTUR IN DER NATIONALEN VOLKSARMEE

Heft 3 | März 1957 | 2. Jahrgang

Glückauf unserer jungen Volksarmee!

Von Hans Marchwitza

Meinen Gruß, ihr Jungen, zu den vielen Grüßen. In eins die Hände, die Herzen; werde das Bollwerk unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates, du junge Volksarmee.

Vor mehr als neununddreißig Jahren lagen wir, eine Gruppe Soldaten in einem Schlammgraben in Flandern; der erste Weltkrieg ging ins vierte Jahr, verzweifelt warteten viele von uns damaligen Jungen auf ein Wunder, das uns aus der endlosen Schlachtenhölle erlösen solle. Daheim die immer betrogenen Lastenschlepper und hier im vierten Jahr in den Totenfeldern das Opfer eroberungswahnsinniger Generale und Spekulanten, das war unser Los. Das Los einer bis zur Vertiertheit dummgehaltenen, zum willenlosen Werkzeug eines kapitalistisch-monarchistischen Regimes erzogenen Jugend.

Unter jener Gruppe Soldaten in dem Schlammgraben saß ich. Ein älterer bärtiger Hamburger brachte die Botschaft: In Rußland haben Arbeiter und Soldaten die Zarenmacht zerbrochen und die Kerenski-Regierung verjagt! Das war das erwartete Wunder. Kein Wunder — Soldaten und Arbeiter haben das Unglaubliche zuwege gebracht. Unsere Herzen schlugen hoch. Warum nicht auch bei uns, warum regt sich niemand? Niemand? Am 9. November demonstrierten deutsche Frontsoldaten, Rote Matrosen und Arbeiter in allen Städten Deutschlands unter roten Fahnen. Unsere Novemberrevolution. Während wir noch tanzten und jubelten, war zwischen dem Sozialdemokraten Noske und Generalfeldmarschall von Hindenburg schon wieder der Tod dieser deutschen Revolution beschlossen. Die III. Gardeschützendivision, die reaktionärste Truppe, war nach Berlin beordert worden, und das Blut der verratenen Arbeiter und unserer Roten Matrosen und Soldaten floß in den Straßen Berlins und in vielen anderen Städten der ersten deutschen Republik. Es war der 15. Januar 1919, als uns die Schreckensnachricht von der Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs erreichte. Ich sah die Tränen in den Augen der alten Genossen. Unsere Zerrissenheit, grollten sie, der ewige Zwiespalt ist unser Tod! Noch einmal erhob sich die deutsche Arbeiterschaft, im März 1920, gegen Kapp-Lüttwitz. Im Ruhrgebiet schlugen wir die Kapp- und Wattergarden und trieben sie im Sturm bis vor Wesel. Da erzwang und erhandelte der Sozialdemokrat Severing den Bielefelder Waffenstillstand, in dem als eine der Hauptbedingungen die Entwaffnung der Arbeiter gefordert wurde. Diesem Waffenstillstand folgte die Ermordung und Verfolgung von Tausenden Arbeiterfunktionären und verschärfte Unterdrückung jeder Bewegung in den Betrieben. 1921 brach in Mitteldeutschland der Arbeiteraufstand aus. Oktober 1923 standen die Arbeiter von Hamburg auf den Barrikaden. Beide Aufstände wurden nach harten Kämpfen durch Reichswehr- und Polizeitruppen niedergeschlagen, weil die Arbeiterklasse zerrissen war.

Die folgenden Jahre bis Hitler waren Jahre erbitterter Streikkämpfe und Auflehnung; doch die Waffen waren den Arbeiterhänden entwunden, der Weimarer Staat gebrauchte sie gegen die streikenden und demonstrierenden Werk- und Bergarbeiter und Arbeitslosen. Die Zerrissenheit innerhalb der Arbeiterparteien, das Paktieren der Wels, Braun, Severing und

Inhalt

Das Redaktionskollegium

Anschrift der Redaktion: Strausberg, Postamt I, Postschließfach 7986.

Herausgegeben im Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, Berlin N 24, Postschließfach 6943, Lizenz-Nr. 5/I.

Erscheint monatlich · Einzelpreis: 0,90 DM. Vierteljahresabonnement: 2,50 DM.

Redaktionsschluß des Heftes: 13. Februar 1957.

Fotos:

Fotos: Gebauer (17) S. 112, 113, 120, 122, 123, 129, 130, 131, 132; Schneidereit (1) S. 128; SBA (3) S. 140; Zentralbild (3) S. 102, 133, 139; Ceskoslovenska Armada (1) S. 104; Dörr (1) S. 141; Deutsche Akademie der Künste (1) S. 106; DEFA-Neufeld (1) S. 138; Interavia (1) S. 107; LEUNA-Werkfoto (7) S. 99, 100, 101; Zentrales Haus der deutsch-sowjetischen Freundschaft (Archiv) (1) S. 125; Messe-Illustrierte (1) S. 127.

Zeichnungen: Jahn (1) S. 98; Hanne (7) S. 110, 111, 116, 142, 143; Leutloff (1) S. 114; Garstelle (3) S. 112, 113, 115; Böhnke (5) S. 117, 118, 119, 120; Arndt (1) S. 105; Fischer (3) S. 107, 108; Parschau (2) S. 134.

1. und 4. Umschlagseite: Am 1. März 1956 wurden die ersten Einheiten der Nationalen Volksarmee aufgestellt, erhielten vom Minister für Nationale Verteidigung die Truppenfahne und leisteten den Schwur auf die Heimat.

Bilder aus dem Dokumentarfilm der DEFA „Maiparade 1956".

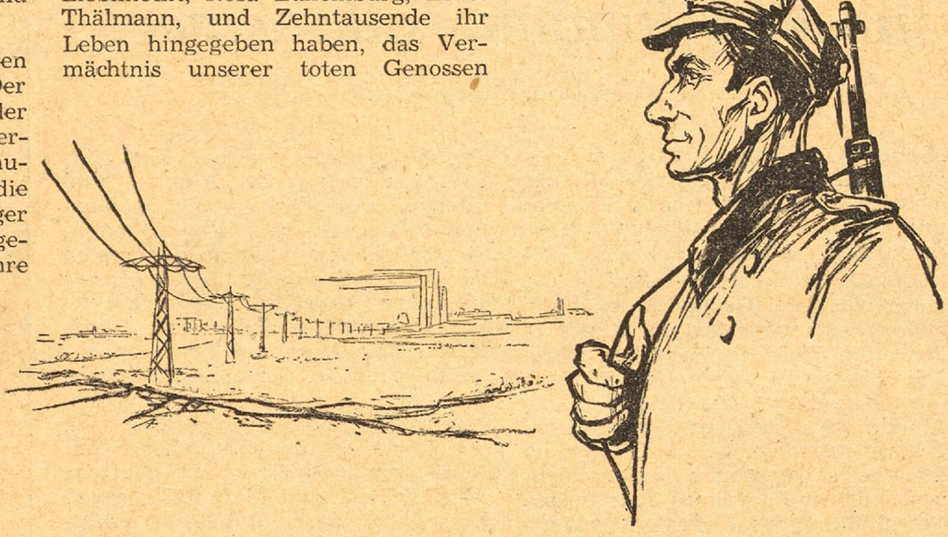
Bildbeilage/Fotos: Zentralbild, Volkskunstverlag Reichenbach, DEFA–Kilian–Wunsch –Wenzel, Brüggemann, Pisareck, K. Wunsch.

Zörgiebel mit den Werk- und Schlotbaronen und Großagrariern halfen, die hoffnungsvollen Kämpfe unserer Arbeiterschaft zu lähmen und abzuwürgen.

Hatte unsere Arbeiterklasse ihren Widerstand, den Gedanken an die Revolution aufgegeben? Nein. 1925 wurde z. B. unser Roter Frontkämpferbund gegründet, dessen machtvolle Aufmärsche und Kämpfe gegen die wilden Schupoattacken und gegen die braunen Faschistengarden unvergessen bleiben. Das Verbot des R.F.B. 1929, während des Barrikaden-Mai am Wedding, vermochte den Kampfesmut unserer Arbeiter nicht zu erschüttern. Über allen diesen Kämpfen stand und steht unauslöschlich ein Name: Ernst Thälmann. Bis zur letzten Stunde haben die sozialdemokratischen Partei- und Gewerkschaftsführer den gemeinsamen Kampf abgelehnt. Die Zersplitterung blieb. Deutschland wurde zu einem Riesenkerker.

Es kamen die finsteren, schweren zwölf Jahre der Nazimacht. Der blutige Golgathaweg der Besten, der Treuesten der deutschen Arbeiterklasse. Hunderttausende Kommunisten und Sozialisten füllten die Zuchthäuser und Konzentrationslager eines militarisierten und stummgewordenen Deutschland. Zwölf Jahre lang. Und Hitlers rasender Eroberungskrieg forderte, von den widerlichsten Verbrechen begleitet, über vierzig Millionen Tote.

Die sowjetische Rote Armee hat das faschistische Ungeheuer mit dem Heldenmute der Oktoberrevolutionäre aus ihrem Lande geschlagen und zerschlagen. Den sowjetischen Armeen haben wir auch unsere Befreiung und ihrer Hilfe unsere heutige Deutsche Demokratische Republik, unseren Arbeiter-und-Bauern-Staat zu verdanken. Es kann nicht oft genug gesagt werden: Das sowjetische Volk, seine Solidarität und sein Mut haben uns von dem schweren faschistischen Joch befreit und uns ermöglicht, das Viele, Schöne, Gewaltige an Neuem zu schaffen. Unser Schaffen, das Werk unserer Arbeiter- und Bauernhände. Es ist die Erfüllung, um derentwillen unsere Treuesten und Edelsten, Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Ernst Thälmann, und Zehntausende ihr Leben hingegeben haben, das Vermächtnis unserer toten Genossen der Interbrigaden in Spanien. Ihr Mut, ihr Wissen, ihr unerschütterliches, revolutionäres Bewußtsein, ihre Klassentreue sollst du als teures Erbe behüten und verteidigen, du, unsere junge Volksarmee. Es ist verständlich, daß solche Verteidiger einer Deutschen Demokratischen Republik der ganze grimmige Haß der westdeutschen Herrenkaste und ihrer Nazigenerale trifft. Und noch giftiger gilt ihr Haß unserer festen Freundschaft mit dem sowjetischen Volk und seiner Armee. In eins die Hände! Die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur ihr eigenes Werk sein. Auf den Posten, junge Genossen, Großes hast du zu schützen und zu verteidigen, du unsere junge Volksarmee. Mein herzliches Glückauf zu deinem Feiertag.



Gruß der Domowina

Genossen der Nationalen Volksarmee!

Im Namen der sorbischen Bevölkerung in der Deutschen Demokratischen Republik übermittelt Ihnen das Sekretariat des Bundesvorstandes der Domowina — Bund Lausitzer Sorben — die herzlichsten Kampfesgrüße zum Tag der Nationalen Volksarmee.

Zum ersten Male in ihrer Geschichte haben die Sorben in der Deutschen Demokratischen Republik ein wahrhaftes Vaterland gefunden. Die höchste und vornehmste Pflicht aller sorbischen Patrioten besteht darin, alle Kraft für die Festigung und Stärkung der Deutschen Demokratischen Republik einzusetzen.

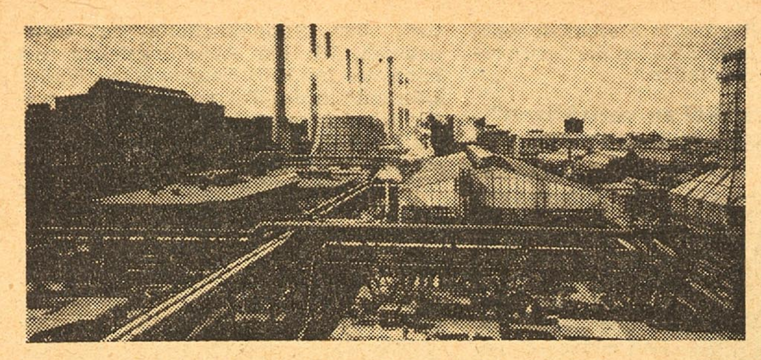
Zum ersten Male in der Geschichte Deutschlands haben wir in unserer Republik eine Armee, die wahrhaft aus dem Volke geboren wurde. Eine große Anzahl sorbischer Jugendlicher steht in den Reihen der Nationalen Volksarmee, um auch ihren Beitrag zur Festigung und Stärkung der DDR zu geben und unsere großen Erfolge beim Aufbau des Sozialismus zu schützen.

Genossen der Nationalen Volksarmee! Sie haben die Verpflichtung des Schutzes unserer Republik übernommen. Diese Aufgabe ist nicht leicht, sie erfordert von Ihnen eine hohe Disziplin und die Beherrschung der Militärwissenschaft. Die Stärkung und Verteidigung unserer Republik ist aber die Sache aller. Wir versichern Ihnen am Tag der Nationalen Volksarmee, daß wir in unverbrüchlicher Freundschaft mit unseren deutschen Brüdern und Schwestern weiterhin alle unsere Kraft dafür einsetzen werden, unser gemeinsames Vaterland, die Deutsche Demokratische Republik, zu festigen. Dazu gehört, daß wir noch mehr als bisher auch die sorbischen Jugendlichen von der Notwendigkeit des Ehrendienstes in unserer Nationalen Volksarmee überzeugen.

Die sorbischen Werktätigen wünschen Ihnen, Genossen der Nationalen Volksarmee, große Erfolge bei der weiteren Stärkung der Verteidigungsbereitschaft.

Njech je žiwa naša Narodna ludowa armeja!
Es lebe die Nationale Volksarmee!

Kurt Krenz
Bundesvorsitzender der Domowina



LEUNA

gestern und heute

Daß die Arbeiter der Leunawerke großen Anteil am Aufbau und an der Entwicklung der Nationalen Volksarmee nehmen, bestätigte uns ein Besuch in diesem größten Industriebetrieb unserer Republik. Anders kann und darf es auch nicht sein, denn im Gegensatz zur Bonner Söldnerarmee sehen sie in den Soldaten und Offizieren der Nationalen Volksarmee ihre Söhne und Klassenbrüder, von denen sie mit Recht erwarten, daß sie das durch ihrer Hände Arbeit mühsam Geschaffene wirksam schützen und standhaft verteidigen.

Um das feste Band, das uns mit den Werktätigen unserer Republik verbindet, noch enger zu knüpfen, baten wir einige Arbeiter und Angestellte der Leunawerke für die Genossen der Nationalen Volksarmee aus ihrem früheren und ihrem gegenwärtigen Leben im Betrieb zu berichten. Wir erhielten die folgenden Beiträge, die wir aus Platzmangel leider nur stark gekürzt wiedergeben können. Anschaulich schildern die Autoren die umwälzenden Veränderungen, die sich nach der Verjagung der Monopolisten auch in Leuna vollzogen. Eindringlich mahnen sie uns, stets mutig und treu unseren Verpflichtungen zum Schutze der sozialistischen Heimat nachzukommen.

„Es war nicht immer so wie heute ..."

berichtet uns der Leiter des Parteikabinetts, Genosse Tittmann.

Während des ersten Weltkrieges wurde das Werk als Tochterunternehmen der Badischen Anilin- und Sodafabrik Ludwigshafen errichtet. Es war ein kriegswichtiges Unternehmen, das sich in der Folgezeit zu einem der wichtigsten Werke des 1925 gegründeten IG-Farben-Konzerns entwickelte. Schon 1917 beschäftigte es 12 000 bis 13 000 Arbeiter. Zu dieser Zeit bestand noch der zwölfstündige Arbeitstag, sowohl für Männer als auch für Frauen. Die Lohnverhältnisse waren sehr schlecht. Es verdienten im Jahre 1916 gelernte verheiratete Arbeiter 0,70 RM und ledige 0,68 RM die Stunde.

Gelernte weibliche Kräfte gab es nicht. Frauen bekamen 0,40 RM die Stunde. Die Antreiberei stand aber dafür sehr hoch im Kurs, wodurch die Unfälle rapide stiegen, während die Unfall- und Krankenversorgung schlecht war.

Der größte Teil der Belegschaft war in Baracken untergebracht (32 Baracken und vier Kantinen). Das Leben war nach Kasernenart aufgezogen. Die Verpflegung war schlecht und unzureichend. Es heißt in der Chronik:

> „Fortgesetzt wurde über das Essen geklagt, mehr als einmal kam es zu Auseinandersetzungen, bei denen die „beliebten" Kohlrüben und Bohnen an die Wände der Kantine oder die Köpfe des Aufsichtspersonals flogen."

Aus seiner schweren Jugend im kapitalistischen Leuna erzählt Genosse März:

„1921 kam ich nach Leuna in die Lehre als Kesselschmied. Diese Lehre war so ‚interessant', daß ich nach einer Woche wieder aufhören wollte. Backpfeifen von seiten der Meister Gutsche und Spiegel waren an der Tagesordnung. Wenn wir dachten, Sonnabendmittag ist frei, so war das ein Irrtum. Die Bude mußte saubergeharkt werden, Maschinen mußten geputzt werden, und wenn nicht ein Strich genauso gerade war wie der andere, so hieß es, noch einmal machen. In der Woche gab es dreimal Geld, aber wie sah es aus: für den Verdienst von zwei Tagen gab es ein halbes Brot und fünf Zigaretten.

Wenn gestreikt wurde, waren wir Lehrlinge dabei, trotz der Backpfeifen, die wir hinterher einstecken mußten.

Ende 1925 meldete ich mich im Roten Frontkämpferbund an und kam in den Spielmannszug. Unsere Übungen mußten wir außerhalb der Stadt machen. Heute sieht das anders aus. Die Jugend wird gefördert, sie hat Klubräume und Sportplätze. Wir dagegen mußten uns verstecken.

Das Schlimmste war, daß wir Arbeiter durch die Hetze, die gegen die KPD geführt wurde, selten einig waren. Deshalb war für mich der glücklichste Tag in der Geschichte, als sich die beiden Arbeiterparteien im Mai 1946 zusammenschlossen."

„In der Einheit und Geschlossenheit der Arbeiterklasse liegt ihre Kraft und ihre Stärke ..."

schreibt der Arbeiterveteran Genosse Fritz Büchner.

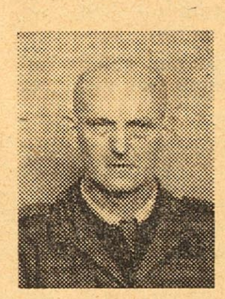
„Schon 1919 kämpften wir Arbeiter gegen die Arbeitsgemeinschaftspolitik der rechten ADGB- und SPD-Führung, und mit den revolutionären Vertrauensleuten an der Spitze streikten wir damals in Leuna. Wir rissen die Eisenbahner im mitteldeutschen Raum mit und legten den gesamten Verkehr still. Ein Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Arbeiterklasse und ihrer Gewerkschaftsbewegung ist vor allem die Märzaktion der mitteldeutschen Arbeiter.

Wir Leunaarbeiter machten mit der heldenhaften Verteidigung unseres Betriebes den Namen Leuna zu einem Begriff unbeugsamer revolutionärer Standhaftigkeit für die ganze internationale Arbeiterklasse.

Wir erlitten in diesen Kämpfen jedoch eine Niederlage, weil es den rechten SPD- und ADGB-Führern schließlich gelang, die kämpfenden mitteldeutschen Arbeiter von der Arbeiterklasse in den übrigen Teilen Deutschlands zu isolieren."

In Leuna sind viele gefallen

Von den heldenhaften Märzkämpfen der mitteldeutschen Arbeiter berichtet der Stahlbauschlosser, Parteiveteran Genosse Otto Meyer:

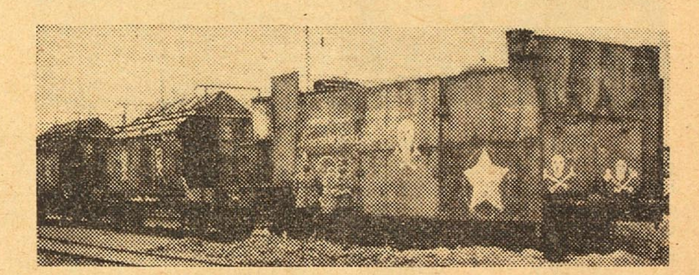


„Anfang des Jahres 1921 war in Mitteldeutschland die Lage gespannt. Die Arbeiterschaft war zum Teil noch von der Niederwerfung des Kapp-Putsches her bewaffnet. Im Leunawerk hatten sich einige Arbeiterkompanien, Radfahrerabteilungen und technische Abteilungen gebildet. Die Waffen waren beim Werk versteckt. Die Arbeiter traten selbstbewußt auf, entlarvten unbeliebte Direktoren, Betriebsführer, Meister und Vorarbeiter, die die Arbeiter schroff behandelten und die versuchten, die Arbeiter fest unter der Knute der Chemie-Imperialisten zu halten.

Von diesen wurde die Entwicklung in Mitteldeutschland mit steigender Unruhe beobachtet. Sie planten die militärische Besetzung der Leunawerke.

Im Leunawerk wuchs nach Bekanntwerden dieser Pläne der Reaktion die revolutionäre Bewegung ungeheuer. Die Arbeiter verlangten die Zurückziehung solcher Abmachungen.

Da nichts geschah, wurde der Generalstreik im gesamten mitteldeutschen Gebiet ausgerufen, und es wurden Aktionsausschüsse gebildet. In den Orten Eisleben, Teutschenthal, Gröbers



Der von den Leuna-Arbeitern zur Verteidigung ihres Werkes gebaute Panzerzug nach der Eroberung durch die Hörsing-Polizei

und an manch anderen Stellen ging bereits der Generalstreik in bewaffnete Kämpfe der Arbeiter über.

Wir in Leuna hatten nicht mehr viel Zeit.

Von einem Holzdach westlich der Straße 1e rief der Aktionsausschuß am Gründonnerstag 1921 die Arbeiter der Leunawerke zum Kampf auf.

Unter Begeisterung der Arbeiter wurden nun die Kompanien eingeteilt und die einzelnen Werktore besetzt. Das Leunawerk war in den Besitz der Arbeiter übergegangen. Es dauerte nicht lange, und die berüchtigte Sipo aus Düsseldorf und die Orgesch aus Bayern griffen in die mitteldeutschen Kämpfe ein.

Eiligst wurden in unserem Werk ein improvisierter Panzerzug gebaut und mit Hilfe alter Rohre Sprengkörper hergestellt. Heiß tobte der Kampf um Leuna, als wir durch einen Kurier nach dem südwestlichen Teil unseres Werkes gerufen wurden. Man wollte uns dort angreifen, und die Abwehr mußte verstärkt werden. Das gelang uns trotz der gegnerischen Verstärkung.

Wir versuchten, das von den Landsknechten der Kapitalisten besetzte Spergau zu nehmen. Hierbei verloren wir unseren Kampfgruppenleiter Emil Pretsch, den Vater vieler Kinder. Er brach durch Herzschuß tot neben mir zusammen.

Der Sturm auf Spergau gelang uns nicht. Doch der Vorstoß war nicht vergeblich. Wir erlangten durch ihn ein besseres Blickfeld, von wo aus wir uns eingeschanzt bis zur letzten Patrone verteidigt haben.

Durch einen Kurier erhielten wir dann die Nachricht, daß das Werk eingekreist und von der Außenwelt und dem Nachschub abgeschnitten sei.

Die Feinde hatten Artillerie aufgefahren und ihr Feuer auf die Westseite und ins Zentrum unseres Werkes eröffnet.

Die durch die Abriegelung knapp gewordene Munition ging uns jetzt völlig aus. Wir mußten unseren Freiheitskampf gegen eine erdrückende Übermacht aufgeben.

Damals haben junge und alte Arbeiter gekämpft und ihr Leben gelassen für die Sache der Arbeiterklasse und des gesamten werktätigen Volkes, für Freiheit, Demokratie und Sozialismus.

Wir wären einer solchen ruhmvollen Vergangenheit, so heldenhafter Vorbilder unwürdig, wenn wir uns nicht eine solch starke, gut bewaffnete und disziplinierte Volksarmee schaffen würden, daß den Imperialisten die Lust vergeht, uns zu überfallen."

„Wir haben viel zu verteidigen"

bestätigt Genosse Franz Jahn:



„Die verschiedensten Gedanken kamen mir, als ich vor einigen Tagen eine Kolonne junger Volksarmisten singend an mir vorüberziehen sah. Der leider oft gedankenlos hingeworfene Satzsplitter: ‚Verteidigung unserer Errungenschaften' kam mir in den Sinn. Ob jeder dieser jungen Menschen wirklich wußte, was er zu verteidigen hat?"

In kurzen Zügen schildert uns Genosse Jahn seine Jugend. Der Verdienst seines Vaters, eines Salinearbeiters, reichte im kaiserlichen Deutschland kaum für das Lebensnotwendigste. Er selbst wollte Lehrer werden, doch dazu war kein Geld vorhanden, und eine staatliche Förderung begabter Arbeiterkinder gab es nicht. Der erste Weltkrieg machte ihn zum kaiserlich-preußischen Soldaten. Er lernte den Krieg hassen. Der Besuch einer Arbeiterversammlung nach Kriegsende gab diesem Haß Ziel und Richtung. „Ich hatte endlich begriffen", erzählt er weiter. Deshalb beginnt er als Mitglied der SPD aktiv politisch zu arbeiten und nimmt an den revolutionären Kämpfen in Mitteldeutschland teil.



Von der Reaktion viehisch hingeschlachtete Leuna-Arbeiter. Nur unsere bewaffnete Kraft vermag es, die Mörder an der Wiederholung solcher Greueltaten auf dem Gebiete unserer Republik zu hindern

„1933 kam die Machtergreifung Hitlers, eines der schmerzlichsten Ereignisse in meinem Leben. Trotz aller Bespitzelungen hielt ich die illegale Verbindung zu einem jüdischen Schriftsteller, der später nach Frankreich emigrierte. Leider gelang es nicht allen meinen Freunden, den giftigen Krallen der Faschisten zu entrinnen. Das war damals für uns eine furchtbare Zeit. Endlich kam das Jahr 1945. Als Meister konnte ich meine vielseitigen fachlichen und politischen Erfahrungen dem Wiederaufbau zur Verfügung stellen. In Spergau gründete ich den Antifa-Ausschuß. Ich arbeitete in der SED-Betriebsgruppe, der Wohngruppe, im Konsum, in der BHG als Vorstandsmitglied. Mein Jüngster durfte Dreher lernen, der Große studieren, mein Mädel qualifizierte sich. Und ich? Der ungelernte Arbeiter? Mir gab meine Partei den Auftrag, die Leitung der Sozialabteilung zu übernehmen. Ich bin Abteilungsleiter und kann das im VEB Leunawerke „Walter Ulbricht" in der Tat verwirklichen, wofür ich jahrzehntelang gekämpft habe. Es ist meine schönste Aufgabe, Menschen persönlich helfen zu können. Aus Mitteln des Direktorfonds haben wir seit 1950 allein etwa 55 Millionen ausgegeben, verwendet für den Menschen, zu unser aller Wohl. Viel, sehr viel haben wir alle gemeinsam geschaffen. Dies alles gilt es zu verteidigen. Sicherlich wußten es die Genossen der Volksarmee, als sie singend an mir vorüberzogen."

„Großes wurde vollbracht"

schreibt uns Diplom-Wirtschaftler Reinhard Röbbig.

„Das am Ende des zweiten Weltkrieges durch anglo-amerikanische Bomber zerstörte Werk war im Jahre 1950 von den größten Kriegsschäden befreit. Bereits zu diesem Zeitpunkt besaß das Produktionssortiment einen wesentlich breiteren Umfang als vor dem Kriege. Mit dem ersten Fünfjahrplan wurde unserer Belegschaft die Aufgabe gestellt, auch in der Produktion den Vorkriegsstand zu überschreiten. Dieses Ziel wurde erreicht.

Von der Größe der Leistungen unserer Belegschaft des Leunawerkes zeugt, daß die Arbeitsproduktivität je Produktionsarbeiter in der Periode des ersten Fünfjahrplans um 67,8 Prozent gesteigert wurde.

Von dem Wissen, Können und Arbeitswillen unserer Arbeiter, Meister, Ingenieure und Chemiker künden auch die während des ersten Fünfjahrplans eingereichten 8272 Verbesserungsvorschläge mit einem Nutzen von über 20 Millionen DM. Das Exportvolumen unseres Werkes vergrößerte sich in den fünf Jahren unseres Perspektivplans um 188 Prozent, und die Anzahl der Exportländer wuchs von 11 auf 28.

Entsprechend den großartigen Leistungen hat sich die Lebenshaltung unseres Werkkollektivs wesentlich verbessert. Der Durchschnittslohn der Produktionsarbeiter lag bereits 1954 über den Zielen des ersten Fünfjahrplans und stieg insgesamt um 35,8 Prozent gegenüber dem Jahre 1950 an. Darüber hinaus wurden nicht weniger als 68,2 Millionen DM für soziale und kulturelle Zwecke ausgegeben, die der gesamten Belegschaft zugute kamen.

Zur ständigen gesundheitlichen Betreuung des gesamten Werkkollektivs steht eine Poliklinik zur Verfügung, an der 13 Ärzte sowie Schwestern, Röntgen- und Laborassistenten, Apotheker und Pfleger in modernen Einrichtungen ihre verantwortungsvolle Aufgabe erfüllen. Zur besseren gesundheitlichen Betreuung wurden ein neue Krankenstation sowie drei Sanitätsstellen eingerichtet und 1954 ein Nachtsanatorium eröffnet.

Alle diese und andere Verbesserungen sind den großartigen Leistungen des gesamten Werkkollektivs zu danken.

Der zweite Fünfjahrplan stellt an alle Arbeiter, Angestellten, Ingenieure und

Chemiker nicht weniger große Anforderungen. Die stufenweise Einführung des Siebenstundentages erfordert vor allem eine erhebliche Steigerung der Arbeitsproduktivität, besonders durch technisch-organisatorische Maßnahmen und durch die Mobilisierung noch ungenutzter Reserven, wie die Beseitigung von Ausfallstunden, volle Ausnutzung des Arbeitstages und anderes.

Daß wir hierzu auf dem besten Wege sind, beweist die Tatsache, daß die Arbeiter in engem Bunde mit der Intelligenz unseres Werkes im ersten Jahr des zweiten Fünfjahrplans eine Produktionssteigerung von 10,6 Prozent gegenüber dem Jahre 1955 erreicht haben."

Ingenieur Otto Saupe schreibt:

„Moderne Technik ist Trumpf"

„Auch in dieser Hinsicht sind, seitdem die Monopolherren verjagt wurden, große Fortschritte im Aufbau und in der Entwicklung des Werkes zu verzeichnen. Wo früher große physische Kräfte aufgewendet werden mußten, stehen heute moderne Regelgeräte, die zum größten Teil automatisch oder halbautomatisch arbeiten, so daß der Arbeiter nur Knöpfe oder kleine Hebel zu bedienen hat. Dadurch erreichen wir eine größere und zugleich qualitativ bessere Produktion.

Ein wichtiger Bestandteil bei der Einführung der neuen Technik ist bei uns die Neuerer-, Aktivisten- und Wettbewerbsbewegung. In unserem Werk wurde z. B. von einem Kollektiv unter Leitung des Meisters Pohl eine Drehvorrichtung für die Bearbeitung zweiteiliger Lager entwickelt. Mit Hilfe dieser Drehvorrichtung ist es möglich, daß die Lagerschalen auf das genaueste bearbeitet werden können und dadurch die viel Zeit in Anspruch nehmenden Nachschabarbeiten eingespart werden.

Wesentlichen Einfluß auf die Anwendung von Neuerermethoden haben die in unserem Werk ins Leben gerufenen Aktivistenschulen. An der Wettbewerbsbewegung nahmen im zweiten Quartal 1956 über 16 000 Kollegen teil. Gegenwärtig beginnen immer mehr die Qualitätsverbesserung, die Kleinmechanisierung und die Ausarbeitung von technisch begründeten Arbeitsnormen den Inhalt unserer Wettbewerbe zu bestimmen.

So vergrößert und verbessert sich durch den Einsatz unserer Kollegen die Produktion. Dies ermöglicht es unserer Regierung, den Lebensstandard zu erhöhen."

„Wir sind bereit, unser Werk zu verteidigen"

versichert uns Genosse Kurt Laege: „Das kam besonders beim letzten Kreisappell der Kampfgruppen des Leunawerkes zum Ausdruck. Mit einer Abschlußübung wurde für die Hundertschaften das Ausbildungsjahr 1956 beendet. Viele der Partei treu ergebene Genossen nahmen daran teil. Auch einige, die damals im März 1921 schon dabei waren. Sie sagten: ‚Wenn wir damals die Waffen nicht durch Verrat abgeben mußten und die Militaristen und Monopolisten aus dem Land verjagt hätten, wäre uns und anderen Ländern in Europa viel Leid erspart geblieben.'

Jetzt haben wir sie wieder — aber nicht, um andere zu überfallen, sondern zum Schutze unserer Errungenschaften.

Unsere junge Nationale Volksarmee und die Kampfgruppen, die Erben der ruhmreichen Roten Armee des Ruhrgebietes, werden die Traditionen der bewaffneten Arbeiterwehren Mitteldeutschlands und Hamburgs fortsetzen. Eine ganze Reihe junger Kollegen aus unserem Werk stehen heute als Angehörige der Volksarmee auf Friedenswacht.

Wir freuen uns immer, wenn sie uns in ihrem Urlaub besuchen. Sie kommen gerne nach Leuna, weil sie durch einen Patenschaftsvertrag mit unserem Werk eng verbunden sind.

In diesem Vertrag verpflichtet sich das Werk, dem Kollegen nach Beendigung der Dienstzeit seinen früheren oder gleichwertigen Arbeitsplatz und die Möglichkeit zu seiner weiteren Qualifikation zu geben. Ferner wird die Dienstzeit zu seiner Betriebsangehörigkeit angerechnet. Dementsprechend stehen ihm und seinen Angehörigen dieselben Rechte wie allen anderen Betriebsangehörigen zu, wie z. B. Kinderferienlager, Feriendienst, einmalige Familienbeihilfen bei Eheschließung usw. Das Werk verpflichtet sich weiterhin, mit ihm und seinen Angehörigen ständig persönliche oder briefliche Verbindung zu halten. Andererseits verpflichtet sich der betreffende Kollege, der zur Nationalen Volksarmee geht, seinen Ehrendienst entsprechend der Dienstvorschrift abzuleisten, während seines Urlaubs seine Kollegen zu besuchen und hier im Werk über die patriotische Erziehung unserer Jugend zu sprechen. Es kommt darauf an, daß unsere Jugendlichen ihren Dienst bei der Nationalen Volksarmee in Ehren erfüllen. Irgendwelche Verstöße, so sieht es der Vertrag vor, die den Ausschluß aus der Armee zur Folge haben, machen den Patenschaftsvertrag ungültig.

Dieser Vertrag soll also beitragen, eine enge Verbindung zwischen dem Werk und den betreffenden Kollegen zu halten, die sich für den Dienst in den Reihen der Nationalen Volksarmee oder den anderen bewaffneten Kräften der DDR melden."

Daß die Arbeiter in den Betrieben so regen Anteil an der Stärkung der Nationalen Volksarmee nehmen, ist nicht verwunderlich. Sie wollen, daß das, was sie mit Mühe geschaffen haben, auch erhalten bleibt. Besonders die Älteren unter ihnen wollen der heranwachsenden Generation ihr eigenes Jugendschicksal ersparen.

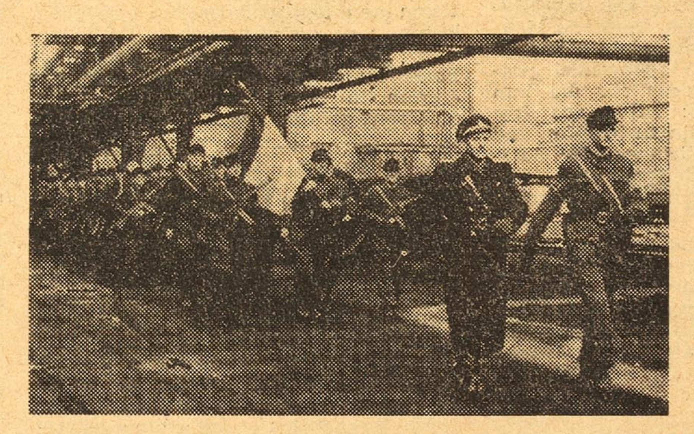
Das bringt treffend der schon zitierte Genosse Fritz Büchner zum Ausdruck, indem er schreibt:



„Zum Schluß möchte ich allen jungen Genossen der Nationalen Volksarmee noch sagen: Ich könnte euch fast beneiden, deshalb, weil ihr in eurer Jugend eine andere Perspektive habt, als wir sie hatten. Unsere Perspektive bestand damals in Arbeitslosigkeit, Ausbeutung, Unterdrückung, Kerker- und Zuchthausstrafen, nur, weil wir für die Sache der Arbeiterklasse und für den Frieden eintraten.

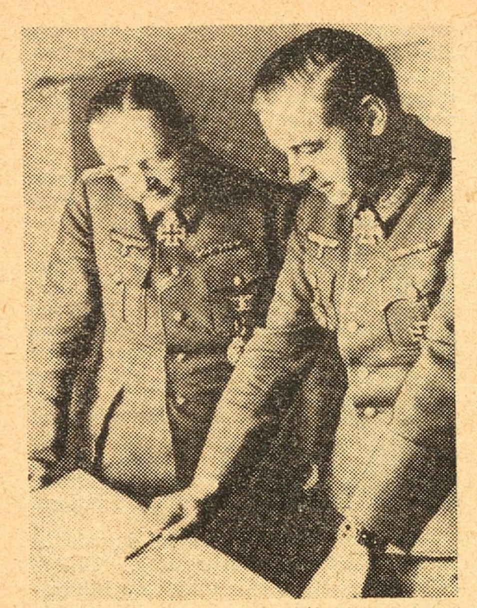
Euch, liebe Freunde, stehen heute in unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat Tor und Tür offen. Ihr könnt lernen und die höchsten Stellen in Staat und Wirtschaft einnehmen. Unser Traum, den wir damals als junge Menschen erträumten, ist heute Wirklichkeit geworden, und der Kampf, den wir damals in den Märztagen 1919 und 1921 und später führten, ist nicht vergeblich gewesen."

Das muß uns Mahnung und Verpflichtung sein, mit allen Kräften unsere Verteidigungsbereitschaft zu erhöhen, um dem Gegner keinerlei Chancen für seine Strategie des „Aufweichens und militärischen Eingreifens" zu bieten.



Die bewaffneten Kampfgruppen des Leuna-Werkes sind bereit, ihren Betrieb gegen jeden Anschlag entschlossen zu verteidigen

„Die deutsche Arbeiterklasse würde es uns nie verzeihen, wenn wir in der gegenwärtigen Situation auch nur einen Augenblick die Stärkung der Verteidigungskräfte unserer Republik vernachlässigen würden. Wir tragen eine große Verantwortung dafür, daß die bewaffneten Kräfte unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht ... zu jeder Zeit in der Lage sind, mit den ihnen zur Verfügung stehenden Kräften die Ruhe und Ordnung sicherzustellen und eventuelle konterrevolutionäre Provokationen im Keime zu ersticken, zu unterdrücken und zu zerschlagen."
(Erich Honecker auf dem 30. Plenum des ZK der SED.)



WENCK (rechts) als Generalstabschef und spätere „letzte Hoffnung“ Hitlers

Repräsentant des deutschen Militarismus:

Durchhaltegeneral Wenck

Von Dietrich Zboralski

Es ist bezeichnend für den Charakter der „Bundeswehr“, daß Hitlers „Durchhaltegeneral“ Wenck den höchsten militärischen Posten (Generalinspekteur, entspricht dem Dienstrang eines Generaloberst) einnehmen soll. Wer ist General Wenck?

Im März 1945 wurde die 12. Armee unter dem Oberbefehl von Wenck im Harzgebiet aufgestellt. Sie setzte sich vorwiegend aus Anwärtern und Ausbildern von Kriegsschulen zusammen „und stellte in diesem Zeitpunkt eine ausgesprochene Elite dar“. In diese Armee setzte man, so führte der Adjutant des Großadmirals Dönitz (Hitlers Nachfolger) weiter aus, „die letzten Hoffnungen“.[1] In bezug auf den Erdkampf war Wenck also die letzte Hoffnung aller Faschisten und Militaristen. Seine militaristische Vergangenheit prädestinierte ihn geradezu für die ihm übertragene Aufgabe: Hitler aus dem eingeschlossenen Berlin zu befreien und noch soviel wie möglich von der Herrschaft der Monopolherren und Militaristen vor der drohenden Vernichtung zu retten.

Bereits nach Beendigung des ersten Weltkrieges zog Wenck die Uniform nicht aus, sondern kämpfte in den Arbeitermörderbataillonen der Freikorps. Er wechselte dann in die Reichswehr hinüber und diente als junger Offizier im Infanterieregiment Nr. 9 in Potsdam. Das IR 9 pflegte die Traditionen der preußischen Garde, u. a. des Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1. Dieses Regiment hatte von Kaiser Wilhelm II. die Aufgabe erhalten, notfalls mit dem Bajonett gegen die Bevölkerung, auch gegen Vater und Mutter, vorzugehen, wenn sie, wie 1848, auf die Straße gehen sollten.

Generaloberst von Seeckt, der aus den „Alexandern“ hervorgegangen war, legte als Chef der Reichswehr eigens ein Bataillon des IR 9 nach Spandau, um es „im Bedarfsfalle zur Hand zu haben“. Angehörige dieses Bataillons haben dann am 20. Juli 1932 die preußische Braun-Severing-Regierung aus dem Amt gejagt und hierdurch zur Vorbereitung der Machtergreifung Hitlers beigetragen. Wenck entstammte also jenem Reichswehrregiment, das speziell die militaristischen, antidemokratischen Traditionen der kaiserlich-imperialistischen Armee „pflegte“.

Unter Hitler schlug Wenck eine glänzende Laufbahn ein.

Als Erster Generalstabsoffizier der 1. Panzerdivision nahm er am Überfall auf Frankreich teil. Von April bis Juli 1944 war er Chef des Stabes der Heeresgruppe Südukraine und ist mitverantwortlich für die schweren Zerstörungen und Morde in diesem Gebiet. Ende Juli wurde er Chef der Operationsabteilung und später Chef der Führungsgruppe des OKH und gehörte somit zum engsten Mitarbeiterkreis Hitlers. Im Februar 1945 berief ihn Himmler in den Stab der von ihm geführten Heeresgruppe „Weichsel“. Im April 1945 marschierte die 12. Armee unter seinem Oberbefehl auf Berlin zu.

Organisierter Massenmord

Zurückflutende Soldaten wurden von Wenck aufgefangen und ins Feuer geschickt. Tausende von Hitlerjungen und in Arbeitsdienstuniformen gepreßte Jugendliche verbluteten auf Wencks Befehl im Raum Potsdam—Brandenburg a. d. Havel. Von den Befreiungsverbänden der Sowjetarmee geschlagen, trat Wenck seinen Rückzug nach Westen an. Nie werde ich vergessen, wie unmittelbar westlich Rathenow — Wenck hatte Menschenfallen (Kordons von Offizieren und Feldgendarmerie) aufstellen lassen, um zurückstrebende Einheiten und „Abgesprengte“ aufs neue ins Feuer zu jagen — 15- bis 16jährige Jungen in Arbeitsdienstuniformen an die Front geführt wurden.

Nur jeder zweite von ihnen hatte ein Gewehr. Von langen Fußmärschen erschöpft und wundgelaufen, humpelten diese Jugendlichen in ihren sicheren Tod. Wenck jagte sie in den Tod, um einen Teil seiner Armee hinter die amerikanischen Linien zu retten. Heute versucht man in Westdeutschland, Wenck als Menschen- und besonders als Kinderfreund zu verherrlichen. Wie viele Militaristen, unter ihnen Kesselring, Himmler und Dönitz, so hoffte auch er auf eine sofortige Spaltung der Antihitlerkoalition und eine Fortführung des Krieges gen Osten unter anglo-amerikanischer Flagge. Das waren auch die Parolen, die das AOK 12 Ende April Anfang Mai 1945 ausstreute. In diesem Sinne führte auch Wenck am 1./2. Mai eine Teilkapitulation im Raum Schwerin vor den Amerikanern durch.

Sie wollen weitermarschieren

Nach kurzer westlicher Kriegsgefangenschaft tauchte er in der „Industrie“ unter. In einem Bochumer Hochofenwerk „arbeitete“ er sich bis in die Funktion eines Direktors mit einem Monatsgehalt von 6000 Mark empor. Die blutbefleckte Uniform wurde gegen das harmlos erscheinende Zivil eines Mannes aus der Wirtschaft ausgewechselt. Mit der zunehmenden Remilitarisierung Westdeutschlands in den letzten Jahren tauchten allerdings nach und nach die Kriegsverbrecher wieder aus ihren Schlupfwinkeln auf. Der Weg zum „Bürger in Uniform“, wie man in Westdeutschland die Wiederbewaffnung des Militarismus verniedlicht, war frei. So wird denn auch Wenck angepriesen als ein Mann „aus der tätigen Arbeit“, der mehrmals im Auftrage seiner Firma um die Erde geflogen ist, ja, der sogar „volkstümlich“ sei.[2] Aber auch Weinstein läßt seine Leser nicht im unklaren darüber, über welche militärischen Qualitäten der höchste Offizier in der Bundesrepublik verfügen muß. Er muß besitzen:

genügend Kriegserfahrung im Osten (als Truppenführer);

strategische Begabung;

Fingerspitzengefühl für die Technik und das Atom.

„Mit der Übernahme des Befehls durch General Wenck“, so sagte Weinstein, ... „kann eine schlagkräftige Armee entstehen.“

Nach dem bisher Gesagten kann also kein Zweifel mehr über den Charakter dieser Armee — geführt von Wenck — bestehen.

Mit geradezu zynischer Freude ruft Weinstein aus: „Strauß und Wenck wären ein Team, das ideal zusammenarbeiten könnte.“ Fürwahr, ein gelungenes Pärchen! Strauß, der auf einer CDU/CSU-Versammlung im November 1956 provozierend erklärte, daß die technische Macht der NATO ausreichen würde, „um das mächtige Rußland von der Landkarte verschwinden zu lassen“, und Kindermörder Wenck, der aufgeschlossen ist für die Technik und das Atom, also für die Atomstrategie der NATO-Führung, zu der sich auch der Bonner Luftwaffenchef, Hitlergeneral Kammhuber, bekennt. Nach dieser Strategie werden vor allem die Amerikaner am Himmel mit Atombomben als „Schwert“ dahinjagen, während die Bundeswehr unter Wenck als „Schild“ marschieren soll — bis 5 Minuten nach Zwöf!

Es kann daher keinen Zweifel darüber geben, daß die neue „Wehrmacht“ in der Bundesrepublik, geführt von Hitlergeneralen wie Wenck und eingespannt in die aggressiven Ziele der NATO, eine Armee mit aggressivem Charakter ist und alle antidemokratischen sowie antinationalen Traditionen der Wehrmacht des imperialistischen Deutschlands fortsetzt.

[1] Walter Lüdde-Neurath: „Regierung Dönitz. Die letzten Tage des Dritten Reiches“, S. 22, 2. Aufl., Göttingen 1953. Die 12. Armee sollte ursprünglich an der Westfront eingesetzt werden.

[2] So der Nazi-Generalstäbler Weinstein am 11. 1. 1957 in der „Frankfurter Allgemeinen“.

Das ist das wahre Gesicht des deutschen Militarismus!


Der General der Wehrmacht
1936
1946
1956
Aus „Dikobraz"
DIE „BUNDESWEHR"
im Spiegel
sowjetischer, tschechoslowakischer und rumänischer Zeichner
KARTE VON OST-EUROPA
MADE IN USA
Aus „Krasnaja Swesda"
Die „Friedensglocke" der Kapitalisten
Aus „Dikobraz"
SS
Dem nordatlantischen Säugling wachsen die ersten Zähnchen
Aus „Dikobraz"
BUNDESWEHR
BUNDESWEHR
Vor ....
... und nach dem Auffüllen der westdeutschen Bundeswehr mit SS-Kadern.
Aus „APARAREA PATRIEI"
Wenn sie länger in Auschwitz „gearbeitet" hätten, wäre das für sie eine bessere Empfehlung.
Aus „APARAREA PATRIEI"
Einen schwarzen Hund kann man nicht weiß waschen
Aus „Krasnaja Swesda"
AMI GO HOM
AMI GO HOM
„Hallo, können Sie nicht englisch lesen?"
„Du Bengel siehst wohl nicht, daß ich ein Deutscher bin?"
Aus „SVET V OBRAZECH"

GRÜSSE AUS DER „Goldenen Stadt"



An die

Redaktion der Zeitschrift „Die Armee-Rundschau"

Geehrte Genossen!

Am 1. März dieses Jahres feiert die Nationale Volksarmee der Deutschen Demokratischen Republik zum erstenmal ihren Tag. Es ist unsere liebe Pflicht, Ihnen zu diesem Tage unsere aufrichtigsten Glückwünsche zu übersenden.

Unsere Aufgabe ist um so freudiger, da wir uns dessen bewußt sind, daß sich die tschechoslowakischen Soldaten zum ersten Male in der Geschichte unserer Völker an ihre bewaffneten deutschen Genossen als an treue Freunde und verläßliche Verbündete wenden. Das deutsche Volk besitzt heute eine Armee, die wirklich seine Armee ist — eine Volksarmee, die seine wahren Interessen verteidigt. Das Interesse des deutschen Volkes aber ist die Erhaltung des Weltfriedens und die Gewährleistung des friedlichen Aufbaus der Heimat. Damit diese gemeinsame Sehnsucht unserer Völker erfüllt wird, beschreiten wir Seite an Seite den gleichen Weg.

Wir wenden uns deshalb an Sie, geehrte Genossen von der Redaktion „Armee-Rundschau", mit der Bitte, allen Angehörigen der Nationalen Volksarmee unsere innigsten Grüße und den Wunsch für eine glückliche Zukunft des ganzen deutschen Volkes und seines Landes zu übermitteln.

Jan Brt
Chefredakteur

Ein Sieg des Internationalismus

Von **Franz Dahlem**
ehemaliger politischer Leiter der internationalen Brigaden

Anfang März 1937. Über vier Monate schon standen die heroischen Verteidiger Madrids, spanische und internationale Bataillone, in hartem Abwehrkampf gegen die modern ausgerüsteten, von deutscher und italienischer Artillerie und Luftwaffe in zunehmendem Maße unterstützten afrikanischen Legionärstruppen Francos. Im Norden und Süden der Stadt hatten sie in opferreichen Schlachten diesen faschistischen Kerntruppen, bei dem Versuch, Madrid von seinem Hinterland zu trennen, derart blutige Verluste zugefügt, daß sie für Monate kampfunfähig waren.

Die Schlacht bei Guadalajara

Jetzt wollten die Faschisten die Entscheidung erzwingen. Mussolini hatte in aller Eile fünf seiner besten und aufs modernste ausgerüsteten Divisionen, jede 5000 Mann stark, nach Spanien geschickt. Überraschend gingen am 7. März 1937 vier von diesen Divisionen mit 150 Tanks und 200 Geschützen, gedeckt durch deutsche und italienische Bomber, längs der Straße von Saragossa nach Madrid beim Kilometerstein 110 zur Offensive über, um vom Nordosten her Madrid von seinen Verbindungen mit Valencia abzuschneiden und die Hauptstadt einzuschließen. Die faschistischen Divisionen durchbrachen die Frontlinien der dort stehenden spanischen Milizen und marschierten siegesgewiß auf Madrid zu. In einem später von den republikanischen Truppen bei einem faschistischen Stabsoffizier gefundenen Telegramm Mussolinis hieß es:

„Ich erhielt an Bord der ‚Pola' auf dem Wege nach Libyen den Kriegsbericht der großen Schlacht in der Richtung auf Guadalajara. Ich folge dem Verlauf der Schlacht mit sicherem Gefühl, daß die Schlagkraft unserer Legionäre den Widerstand des Feindes brechen wird. Die internationalen Streitkräfte zu vernichten, wäre ein Erfolg, auch politisch. Lassen Sie die Legionäre wissen, daß ich Stunde für Stunde ihre Aktion, die mit dem Siege gekrönt sein wird, verfolge. gez. Mussolini"

In dieser kritischen Situation wurden in aller Eile die besten republikanischen Truppen von der Jaramafront abgezogen. Die 11. Internationale Brigade mit ihren Bataillonen „Thälmann", „Edgar André" und „Commune de Paris", die dort fast ununterbrochen 40 Tage in erster Linie gekämpft hatte, wurde als erste am 9. März den italienischen Divisionen entgegengeworfen. Am Kilometerstein 83, auf der Linie Brihuega—Torija, prallte die Brigade mit dem Feind zusammen, den sie in schwere hin- und herwogende Abwehrkämpfe verwickelte, bis die 12. Internationale Brigade mit ihren Bataillonen „Garibaldi" und „Dombrowski" und die spanischen Bataillone „Lister", „Passionaria", „Apojo" und andere eintrafen und in den Kampf eingriffen.

Bis dahin war die Front sehr weit auseinandergezogen, und daher gab es zwischen den Bataillonen große Lücken. So geschah es, daß das Bataillon „Edgar André", ungeschützt in der Flanke, von feindlichen Panzern umgangen werden konnte. Das Bataillon kämpfte todesmutig; seine Gewehre und Maschinengewehre vernichteten die feindliche Infanterie. Die Verluste des Bataillons an Toten und Verwundeten waren so schwer, daß es mehr als zur Hälfte vernichtet war. Aber der feindliche Vorstoß war ins Stocken gekommen.

Am 18. März erfolgte dann die konzentrische Gegenoffensive aller spanischen und internationalen Bataillone mit insgesamt 10 000 Mann Infanterie, mit 60 Panzern und 120 Flugzeugen sowjetischer Herkunft. Die Bataillone „Thälmann" und „Commune de Paris" fügten in offener Feldschlacht den Faschisten vernichtende Verluste zu, die spanischen Bataillone stürmten die Höhen um den Ort Brihuega, während die italienischen Freiwilligen von „Garibaldi" und die Polen vom Bataillon „Dombrowski" den Ort in frontalem Angriff eroberten. Drei italienische Divisionen wurden buchstäblich vernichtet; in regelloser Flucht zog sich der Rest zurück.

Madrid war endgültig gerettet: die Kräfte des Feindes waren für Monate ausgeblutet; im Juni bereits konnte die republikanische Armee zu ihrer ersten großen Offensive im Süden von Madrid übergehen.

Die Diskussion im Bataillon Edgar André

Was waren die Lehren, die wir damals aus dieser Entscheidungsschlacht bei Guadalajara zogen? Meine Aufzeichnungen aus den schweren Tagen des Bataillons „Edgar André" besagen: Im Bataillon — das zur Neukonstituierung in Reservestellung zurückgezogen war — drohte eine moralische Krise. Dort wurde leidenschaftlich diskutiert: Warum hatten die Bataillone „Thälmann" und „Commune de Paris" nicht rechts und links Anschluß genommen?

In der Reservestellung — Bataillon „Thälmann" lag im ersten Graben — wurden die Gruppen- und Zugführer, die Kompanieführer und Politkommissare und der Bataillonsstab — fast alles Kommunisten — zusammengenommen. Zuerst gab der Brigadekommandeur Hans ein Bild über die militärische Lage und schilderte, weswegen das Loch, da die Menschen fehlten, nicht zu vermeiden war. Entscheidend war dann aber unsere politische Argumentation von der internationalen Bedeutung eines Zurückschlagens und einer Niederlage der Italiener. Dabei wurde auf die große Bedeutung des vom Bataillon gebrachten Opfers gewiesen, durch das die italienische Offensive zum Stehen kam. Als vor allem die Frage gestellt wurde: Soll es am Versagen der 11. Brigade liegen, daß die Italiener nach Guadalajara durchstoßen und Madrid direkt bedrohen, wo schon von Jarame her unsere Truppen und unsere Tanks heranrollen; können wir nicht noch mehr an Kräften zusammenreißen; dürfen wir in letzter Stunde die Nerven verlieren? — war die gemeinsame Antwort: „Auf keinen Fall! Das Bataillon „Edgar André" wird stehen!" Es wurde zwar mächtig geschimpft: „Hol der Teufel Caballero, daß wir keine Re-

serven zur Ablösung haben! — Hol der Teufel diese verdammte Nichtintervention, die schuld daran ist, daß die spanische Republik sich selbst solche Schundware wie diese ausgedienten Maschinengewehre aus allen Ländern zusammenschmuggeln muß!“

Ursachen des Erfolgs von Guadalajara

Welche Lehren waren weiter zu ziehen? Für den Sieg bei Guadalajara waren die entscheidenden Momente: der Heldenmut, die unzerreißbare internationale Kampfsolidarität und das gute militärische Zusammenwirken der spanischen und internationalen Bataillone. Die republikanische Armee war zwar zahlen- und ausrüstungsmäßig den hochausgerüsteten Divisionen Mussolinis unterlegen, aber in ihrer Moral waren die Kämpfer der spanischen Volksarmee den faschistischen Söldnertruppen turmhoch überlegen.

Die spanischen Kameraden und die internationalen Freiwilligen wußten, wofür sie kämpften. Beide kämpften für die Freiheit und Unabhängigkeit des spanischen Landes, für die Verteidigung der in hartem Kampfe gegen den Faschismus eroberten demokratischen Freiheiten und sozialen Errungenschaften der spanischen Volksfrontrepublik. Der Feind in Spanien war derselbe Todfeind, gegen den in Deutschland, in Italien und in anderen Ländern Kommunisten, Sozialisten, Antifaschisten illegal kämpften. Sie wußten: von Sieg oder Niederlage im Freiheitskampf des spanischen Volkes würde es abhängen, ob Hitler seine Weltkriegspläne verwirklichen kann oder nicht.

Warum unterlag die Volksfront-Republik?

In den Monaten nach Guadalajara war der Sieg für das republikanische Spanien greifbar nahe. Die spanische Volksfront-Republik unterlag jedoch nach dreieinhalbjährigem heldenmütigem Kampfe im Frühjahr 1939, nachdem durch die Politik der sogenannten „Nichtintervention“ der Westmächte, die faktisch eine direkte Unterstützung Hitlers, Mussolinis und Francos war, die Überlegenheit an modernem Kriegsmaterial übermächtig wurde und den Ausschlag gab. Die im Jahre 1937 mögliche siegreiche Entscheidung für die Volksfront-Regierung scheiterte daran, daß die Einigkeit der Parteien der Volksfront nicht fest gegründet war, sondern durch Nationalismus, Gegnerschaft gegen die Kommunisten, Sabotage reaktionärer führender Sozialisten und direkten Verrat von Anarchisten und POUMisten (Trotzkisten) zerstört wurde. Auch die von Dimitroff geforderte Herstellung einer breiten Aktionseinheit der Kommunistischen und Sozialistischen Internationale für die Unterstützung des Freiheitskampfes des spanischen Volkes scheiterte an der negativen Haltung der Führer der englischen Labourparty, wobei SPD-Führer wie Ollenhauer und Willi Brandt ebenfalls eine unrühmliche Rolle spielten.

Die erste Lehre

So nur konnte Franco siegen und so wurde Spanien zum strategischen Ausgangspunkt für die kriegerischen Eroberungspläne Hitlers. **Die erste Lehre, die wir unter den jetzigen internationalen Bedingungen unseres Kampfes**



gegen die imperialistischen Feinde ziehen können, ist, daß die innere Einheit und Geschlossenheit des werktätigen Volkes hinter der Politik unserer Regierung, seine Erziehung im Geiste des Patriotismus und des proletarischen Internationalismus das wichtigste Unterpfand für den Sieg der Kräfte der Freiheit und Unabhängigkeit, für den Triumph des Sozialismus in Deutschland sind.

Die internationalen Brigaden waren ein Symbol der internationalen Aktionseinheit und der internationalen Volksfront. Ihr Vermächtnis gilt es, besonders in den Reihen unserer Nationalen Volksarmee und unserer Kampfgruppen, lebendig zu halten. Die überlebenden Kämpfer der Interbrigaden verließen Spanien mit dem Gelöbnis: „Wir tragen das Banner der Einheit über die Grenzen.“ Von der Ebrofront aus proklamierte Erich Weinert in seinem Gedicht „Abschied von der Front“ dieses Gelöbnis:

„Wir gehen zurück in eine andere Welt.
Als Partisanen, nicht als Veteranen.
Wir bleiben weiter unter unseren Fahnen.
Und wo der Feind sich auch entgegenstellt:
Der Kampf geht weiter!
Bis die Festung fällt!“

Weitere Festungen des Kapitalismus sind seit jenen Märztagen von Guadalajara 1937 gefallen. Neben der Sowjetunion sind die Länder der Volksdemokratie entstanden. Aber der Kampf geht gerade in diesen Monaten verschärft weiter, unter neuen Bedingungen und Formen, auf breiterer Front, unter den alten Fahnen und gegen denselben Feind.

Eine zweite Lehre

Deshalb ist eine zweite Lehre, die wir heute ziehen müssen: Wie damals die Bataillone „Thälmann“, „Commune de Paris“, „Garibaldi“ und „Dombrowski“ (bewußt seien heute die Namen dieser vier genannt), unterstützt von den sowjetischen Panzern und Kampfflugzeugen, durch ihren Heldenmut und ihre internationale Kampfessolidarität dem internationalen Faschismus eine Niederlage zufügten, so **muß uns heute das Gedenken an den Sieg bei Guadalajara Mahnung sein, daß der feste Zusammenschluß mit der Sowjetunion und den volksdemokratischen Ländern und gleichzeitig mit den fortschrittlichen Kräften in den kapitalistischen Ländern die beste Gewähr für den siegreichen Vormarsch auf dem Wege des Friedens, der Völkerfreundschaft und des Sozialismus ist.**

Wir empfehlen zu lesen

„W. I. Lenin als Militärwissenschaftler“

In der Schriftenreihe „Militärwissenschaftliche Aufsätze“ des Verlages des Ministeriums für Nationale Verteidigung erschien als sechstes Heft: **„W. I. Lenin als Militärwissenschaftler“** *(64 Seiten, 0,70 DM) und als achtes Heft:* **„W. I. Lenin — der Schöpfer der sowjetischen Militärwissenschaft“** *von Generalmajor Prof. I. A. Rasin (44 Seiten, 0,75 DM).*

Heft 6: *„W. I. Lenin als Militärwissenschaftler“ enthält sieben bedeutsame Artikel namhafter sowjetischer Militärs, die in den letzten Jahren in den Presseorganen der Sowjetarmee veröffentlicht wurden. Die Artikel sind außerordentlich wichtig für die Überwindung der Überreste des Personenkults, der zu einem Hemmnis des militärischen Denkens geworden war. Sie geben eine, die historische Wahrheit wiederherstellende Einschätzung der Rolle Lenins bei der Entwicklung der sozialistischen Militärwissenschaft und seiner Verdienste um den Aufbau des militärischen Schutzes des Sowjetstaates.*

Heft 8: *„W. I. Lenin — der Schöpfer der sowjetischen Militärwissenschaft“ gibt ein umfassendes Bild von der Bedeutung der wissenschaftlichen Arbeit Lenins für die Entwicklung der sozialistischen Militärwissenschaft.* **Von besonderer Bedeutung** *sind Lenins wissenschaftliche Untersuchungen über den Charakter der Kriege. Damit gibt Lenin der Arbeiterklasse die Möglichkeit, ihre Stellung zum bewaffneten Kampf ihren Klasseninteressen entsprechend wissenschaftlich festzulegen. Lenin untersuchte auch die entscheidenden Kräfte, die den Ausgang eines Krieges bestimmen.*

Die Broschüre zeigt Lenin aber nicht nur als nach Engels größten marxistischen Militärpolitiker, der die sowjetische Militärwissenschaft begründete, sondern zugleich als **militärischen Führer der Volksmassen** *in der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und als* **Initiator und Organisator der Roten Armee,** *die sich zu einem sicheren Schutz des von den Imperialisten bedrohten Weltfriedens entwickelte.*

Die beiden vorliegenden Hefte sind deshalb von außerordentlicher Bedeutung für die marxistisch-leninistische Schulung der Offiziere unserer Nationalen Volksarmee.

G. S.

Frankreichs Jugend contra Speidel

Von Rosa Michel, Korrespondentin der „l'Humanite"

Eine Welle der Empörung bemächtigte sich der breitesten Schichten des französischen Volkes, als die Ernennung des Hitlergenerals Speidel zum Oberbefehlshaber der NATO-Landstreitkräfte im europäischen Mittelabschnitt bekannt wurde.

Denn Speidel gehört nicht nur mit vielen anderen Militaristen zu jener Kamarilla, die das deutsche Volk ins Unglück gebracht hat. Speidel ist nicht nur der Henker von Woronesh und des sowjetischen Volkes. An seinen Händen klebt das Blut von Tausenden französcher Patrioten, die auf seinen Befehl, gegeben als Chef des Generalstabes der militärischen Besatzungsbehörde, hingerichtet wurden.



Französische Partisanen führen SS-Leute ab. (Aus dem Zyklus „So war es" von Professor Max Lingner.) Wie im zweiten Weltkrieg, so wehren sich auch heute die Patrioten Frankreichs gegen die deutschen Militaristen

In Paris, in Lille, Bordeaux, Nantes, Brest, in vielen Städten und Dörfern Frankreichs sind in diesen Tagen die Einwohner geschlossen vor den ehemaligen Wohnstätten oder zu den Gräbern ihrer Märtyrer gezogen und haben den Schwur abgelegt, niemals diese Herausforderung hinzunehmen!

Vor allem die Jugend und ihr Kommunistischer Jugendverband, die Seite an Seite mit dem algerischen Brudervolk gegen den Krieg der französischen Kolonialisten kämpft, hat feierlich erklärt: „Niemals werden wir unter dem Befehl von Speidel dienen!"

In den letzten Tagen erhielt der Präsident der französischen Republik einen Brief, der die Unterschrift von 15 Jugendlichen trägt: Es sind die Söhne hervorragender französischer Patrioten, die auf Befehl Speidels ermordet worden sind. *„Wir lieben unser Land"* — schreiben diese Jugendlichen. *„Aber gerade deswegen diktiert uns unser Gewissen, es abzulehnen, in einer Armee zu dienen, unter deren Führern sich einer der Mörder unserer Väter befindet."*

Jean-Pierre Hemmen war zwei Jahre alt, als sein Vater am 10. August 1942 von den Hitlerschergen erschossen wurde. *„Als er mich zum letztenmal auf seinen Arm nahm, waren seine Hände gefesselt."*

In den Taschen des Toten fand man später das Bild des stolzen jungen Vaters mit seinem Kind. Diesem Bild hat Jean-Pierre geschworen: **niemals unter Speidel dienen.**

Pierre Rebière war vier Jahre alt, als sein Vater am 5. Oktober 1942 auf Befehl Speidels hingerichtet wurde. Heute besitzt er von seinem Vater nur noch dessen letzten Brief, den er mit gefesselter Hand schrieb. Aber in dem Herzen des Jungen brennt der Wille, niemals zuzulassen, daß Speidel noch einmal zum Henker des französischen Volkes wird.

Michel Politzer war acht Jahre alt, als er 1942 durch Speidel Waise wurde. Er spielte gerade auf der Straße, als ihm ein Junge zurief: *„Du, im Radio wurde jetzt gesagt, daß dein Papa erschossen worden ist."*

In dieser schrecklichsten Stunde konnte der kleine Michael nicht mal Schutz in den Armen seiner Mutter suchen; denn auch sie war Gefangene der Faschisten und starb in Auschwitz . . .

Unter den Namen dieser 15 Jugendlichen, deren Ruf eine solche leidenschaftliche Anklage gegen Faschismus und Krieg ist, hat jeder französische Patriot einen weiteren Namen hinzugeschrieben. **Guy Môquet,** der mit 16 Jahren, auch auf Befehl von Speidel, als Geisel unter den faschistischen Kugeln fiel. Seinen Eltern schrieb er zum Abschied: **„Seid mutig!"**

Das französische Volk, das heute auf den mahnenden Ruf seiner Helden gegen Krieg und Faschismus die Reihen enger schließt, weiß, daß es nicht allein ist; es weiß, wie mächtig das Friedenslager mit der Sowjetunion an der Spitze ist. Es weiß, daß in einem Teil Deutschlands, in der Deutschen Demokratischen Republik, Militarismus und Faschismus für immer ausgerottet sind. Das französische Volk weiß, daß es in seinem Kampf in der DDR und ihren Nationalen Streitkräften einen aufrichtigen und sicheren Freund hat. Das französische Volk weiß, daß unter euch, Angehörige der Volksarmee, auch viele Söhne von Antifaschisten sind. Ihr könnt mit Stolz euren Rock tragen, denn an der Spitze eurer Armee stehen keine Speidel und keine Heusinger. Eure Armee, deren Offiziere Söhne von Arbeitern und Bauern und antifaschistische Kämpfer sind, ist im Geiste von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, von Ernst Thälmann und Wilhelm Pieck erzogen.

Diese Armee hegt Freundschaft zu den Völkern aller Welt.

Wilhelm Pieck sagte einmal in einer Botschaft an das französische Volk: **„Die Deutsche Demokratische Republik wird nie und nimmer dulden, daß von deutscher Seite jemals wieder ein Krieg gegen das französische Volk geführt wird."**

Ich bin überzeugt, daß ein jeder von euch diese Worte unseres gemeinsamen großen Freundes Wilhelm Pieck tief in seinem Herzen eingeprägt hat.

Der Greis und seine Kinder

Aus der gleichnamigen Fabel La Fontaines

Ein Greis, bereit zu gehen, sobald der Tod ihm winkt,
rief seine Söhn' und sprach: „Seht, wenn es euch gelingt,
Die Pfeile, die ihr hier vereint im Bündel findet,
Zu brechen, zeig' ich euch den Knoten, der sie bindet."
Der Älteste nahm sie, doch wie sehr er sich auch quält,
Umsonst war sein Bemühen; er sagt: „'nen Stärkern wählt!"
Ein zweiter folgt ihm nach, doch gleich verfehlten Strebens;
Ein jüngerer versucht sein Glück, und auch vergebens.
Sie quälten sich umsonst: das Bündel widerstand,
Und nicht ein einz'ger Pfeil zerbrach in dem Verband.
„Ich will euch zeigen", sprach der Vater jetzt, „ihr Schwachen,
Wie ich's in solchem Fall imstande bin zu machen!"
Man glaubt, er spotte nur, und lächelt, doch zu früh:
Er löst die Pfeil', und er zerbricht sie ohne Müh'.
„Da seht ihr", fuhr er fort, „was Eintracht bringt zustande.
Bleibt, Kinder, stets vereint durch treuer Liebe Bande!"

Ferngelenkte Flugabwehrraketen

Von Major Fischer

Ein in der Gegenwart außerordentlich wichtiges Gebiet der Kriegstechnik ist die Anwendung unbemannter ferngelenkter Geschosse und Großraketen. Vor allem in den letzten Jahrzehnten befaßten sich Wissenschaftler und Konstrukteure mit der Weiterentwicklung der Raketenwaffe. So entstand auch im Laufe der Zeit der Gedanke, daß man Raketen nicht nur auf Erdziele einsetzen könnte, sondern durch Anwendung neuer technischer Mittel auch auf Luftziele. Das war natürlich nicht sehr einfach, denn dazu war die Lösung einer ganzen Reihe technischer Probleme notwendig. So z. B. die Frage der Form der Rakete, die Antriebsmöglichkeit, die Art des Startens oder Abschießens und nicht zuletzt die Frage der Lenkung während ihres Flugweges.

Die Lösung dieser Probleme wurde besonders in der Periode des zweiten Weltkrieges erforderlich, weil einmal der Einsatz von Flugzeugen immer größere Ausmaße annahm, und vor allem deren Fluggeschwindigkeit immer größer wurde. Die Möglichkeiten des Abschießens durch die bisher gebräuchliche Flakartillerie verringerten sich. Dabei ist es interessant, einmal festzustellen, inwieweit z. B. die deutsche faschistische Flakartillerie in der Lage war, entsprechend dem Aufwand an Munition ein Flugzeug abzuschießen. Es wurde errechnet, daß die schwere deutsche Flak für jedes abgeschossene Flugzeug während des gesamten Krieges im Durchschnitt 50 000 Granaten verbrauchte. Auf Grund dieser Tatsache wurden eine Reihe von Versuchen durchgeführt, die der weiteren Entwicklung der Raketenwaffen dienten.

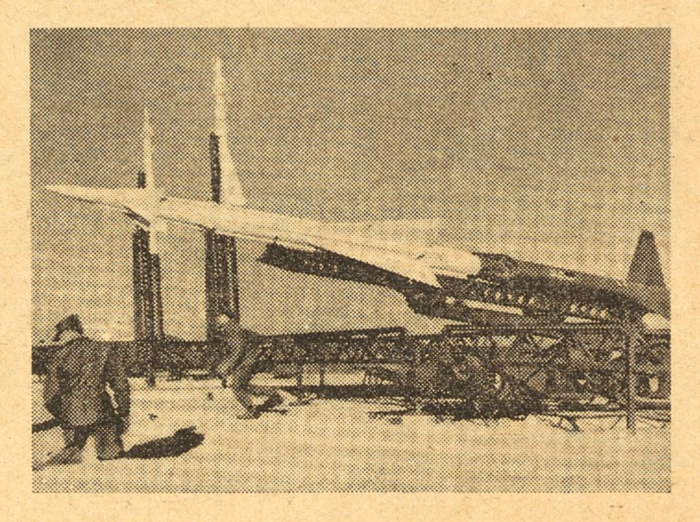


Abbildung 1 Amerikanische ferngelenkte Flabrakete „Nike" auf Abschußgestell

Es mußte ein Mittel gefunden werden, mit dem es möglich war, ein Luftziel, sei es ein Flugzeug oder aber die bereits vorhandenen ferngesteuerten Großgeschosse, mit Sicherheit zu treffen. Die bis dahin vorhandenen Richtmittel reichten nunmehr auch nicht mehr aus, um z. B. ein Flugzeug, das mit Überschallgeschwindigkeit fliegt, aufzufassen und zu begleiten. Das Funkmeßgerät trat auf den Plan.

Vor allem fehlte ein brauchbares System der Funksteuerung. Um langwierigen, wissenschaftlich schöpferischen Arbeiten, die für ein solches System aber unbedingt notwendig waren, aus dem Wege zu gehen, wurden verschiedene Vorschläge gemacht. So kamen z. B. 1944 im faschistischen Deutschland Spezialisten auf den Gedanken, ein besonderes Geschoß zu bauen, das man gegen Flugzeuge in großen Höhen einsetzen wollte. Dieses Geschoß sollte durch einen Piloten gesteuert werden. Man ging dabei sogar so weit, den Piloten in den Tod zu treiben, weil eine Landung für diesen sogenannten „Auffangjäger" nicht mehr möglich war.

Es handelte sich dabei um den sogenannten „Auffangjäger" Wa - 349 A „Natter". Diese Konstruktion hatte bereits Raketenantrieb und erreichte eine ungewöhnlich hohe Steiggeschwindigkeit — 10 500 m/min! Allerdings vermochte auch sie nicht, das Nazisystem zu retten.

Ein heutiges Prinzip der Steuerung reaktiver Geschosse beruht auf dem Leitstrahlverfahren (Abb. 2), wie es in Heft 1/57 („Fernlenkung von Fahrzeugen und Geschossen") beschrieben wurde.

Am Ende des Raketengeschosses sind in den kreuzförmig angebrachten Flügelschäften vier Antennen untergebracht. Die Antennen sind mit einem Pendelanschluß verbunden, in welchem die aufgefangenen Funksignale verstärkt werden. Danach wirken sie über ein Relais auf eine Steuerungseinrichtung. Diese Systeme sind im allgemeinen mit einem System der Selbststeuerung kombiniert, so daß auf der letzten Etappe des Flugweges zum Ziel das Geschoß sich selbst lenkt.

Einer der guten Vorzüge dieses Systems liegt darin, daß man mit einem Funkstrahl gleichzeitig mehrere Geschosse lenken kann, die hintereinander abgeschossen werden.

Ein anderes Erdsystem der Fernlenkung von Raketengeschossen ist aufgebaut unter Ausnutzung von zwei begleitenden Funkmeßstationen: eine für das Luftziel, die zweite für das Raketen-

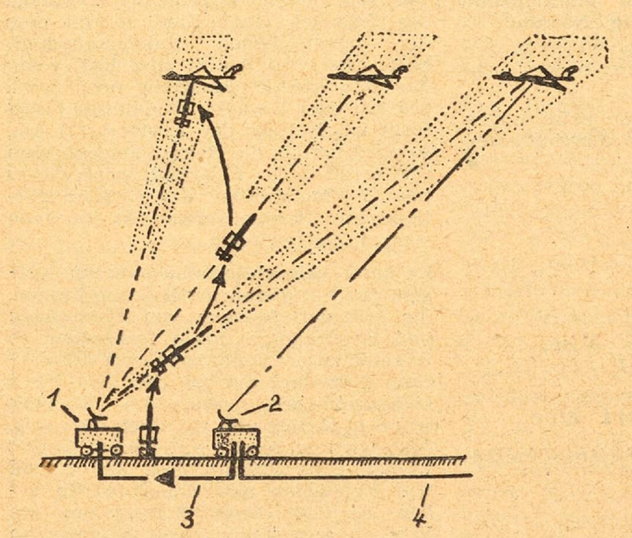


Abbildung 2 Lenkung der Rakete durch einen Leitstrahl
1. Sender zur Lenkung des Geschosses; 2. Funkmeßgerät zur Begleitung des Zieles; 3. Drahtverbindung; 4. Verbindung zur Funkmeßstation der Vorwarnung

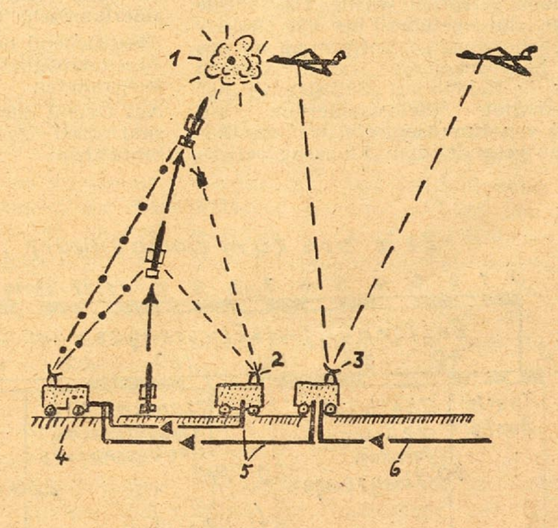


Abbildung 3 Lenkung der Rakete durch Funksignale
1. Auftreffpunkt; 2. Funkmeßgerät zur Begleitung des Geschosses; 3. Funkmeßgerät zur Begleitung des Zieles; 4. Rechengerät und Kommandosender; 5. Drahtverbindung; 6. Verbindung zur Funkmeßstation der Vorwarnung.

geschoß (Abb. 3). Eine Funkmeßstation begleitet das Raketengeschoß, die andere das Ziel. Die Signale beider Funkmeßstationen laufen in die Rechenmaschine. Die Steuersignale, welche vom Rechengerät erarbeitet werden, leitet der Kommandosender zum Raketengeschoß.

Dieses System der Steuerung wurde im faschistischen Deutschland für das Raketengeschoß „Wasserfall“ konstruiert. Bei diesem Raketentyp handelt es sich um eine verkleinerte Nachbildung der damaligen V 2. Die Rakete hatte eine Länge von 7,7 m und war zur Vernichtung von Zielen in Höhen von 5 bis 14 km bestimmt. Sie hatte einen Aktionsradius von 50 km. Das Geschoß „Taifun“ war eine ähnliche Konstruktion. Diese Raketenarten wurden in Fabriken im Raum von Peenemünde gebaut. Die Abschußbasis für diese Geschosse besaß 60 Rohre, die 1,75 m lang waren. Das Besondere an dieser Konstruktion bestand darin, daß es möglich war, in Abständen von 0,025 Sekunden eine Rakete nach der anderen abzuschießen. In 1,5 Sekunden war es möglich, 60 Raketen abzuschießen!

Aber nicht nur in Deutschland wurden solche Raketengeschosse zur Abwehr von Luftzielen konstruiert, sondern auch in anderen Ländern. Eine Konstruktion, die in den USA herausgebracht wurde, war die ferngesteuerte Rakete „Nike“ (Abb. 1). Im Sommer 1953 wurde dieses Geschoß erprobt. Dabei wurden auf ein ferngesteuertes Flugzeug vom Typ QB - 17 direkte Treffer erzielt. Es flog in 9000 m Höhe.

Dieses Zielflugzeug, das während des gesamten Fluges von einem Funkmeßgerät ununterbrochen aufgefaßt und begleitet wurde, flog in der Wirkungszone der Abschußbasis. In dem Moment, als das Flugzeug in den erreichbaren Grenzen auftauchte, schaltete der Funkorter an der Abschußbasis die Geräte ein, und die Rakete begann ihren Flugweg nach einem vorher bestimmten Erhöhungswinkel. Am Funkmeßgerät verfolgte man pausenlos den Flug der Rakete. Ununterbrochen wurden Flughöhe, Geschwindigkeit und Kurs des Zieles berechnet und diese Werte an das zweite Gerät, welches die Rakete lenkte, weitergeleitet. Somit wurden die Kommandosignale erhalten, die zur Rakete geschickt werden mußten, damit das Ziel auch getroffen wurde. Das wurde solange durchgeführt, bis die Rakete auf die notwendige Entfernung an das Ziel herangekommen war. Danach wurde die Rakete auf „Selbststeuerung“ umgeschaltet. (Selbststeuerung auf Grund von Impulsen, die, von der Rakete ausgesandt, vom Flugzeug reflektiert und von der Rakete wieder aufgefangen wurden.)

Die Rakete „Nike“ traf die rechte Fläche des Flugzeuges, und dieses begann in der Luft „abzumontieren“ (zerbarst in einzelne Teile).

Es sei in diesem Zusammenhang kurz auf die wenige Wochen zurückliegende Erklärung des sowjetischen Verteidigungsministers, Marschall Shukow, in Indien hingewiesen, in er der betonte, daß die Sowjetarmee über die modernsten Ausrüstungen aller Art verfügt. Dazu gehören auch Abwehrmittel, ähnlich der oben beschriebenen. Sie geben die Möglichkeit, in Verbindung mit anderen modernen Waffen den Angriff eines Gegners auf das sozialistische Lager erfolgreich abzuwehren und mit einem vernichtenden Gegenschlag zu antworten.

Die eine Art ist eine zeitweilige Abschußbasis. Sie besteht aus mehreren Abschußgestellen, die durch Transportfahrzeuge als Anhänger mitgeführt werden. Die Funkmeßeinrichtungen sind auf Fahrzeugen untergebracht. Dazu kommen Fahrzeuge zum Transport der Raketen und des Brennstoffes. Die Abschußgestelle werden rund um die Funkmeßstationen aufgestellt. Das Bedienungspersonal befindet sich in Unterständen in einer bestimmten Entfernung von den Abschußgestellen. Vorteilhaft ist dabei, daß diese Gestelle auf Straßen transportiert und in einer verhältnismäßig kurzen Zeit an einem beliebigen Ort aufgestellt werden können.

Die zweite Art ist die stationäre Abschußbasis (Abb. 4). Das ist eine Anlage in Form eines Bunkers mit unterirdischen Kasematten zur Lagerung der

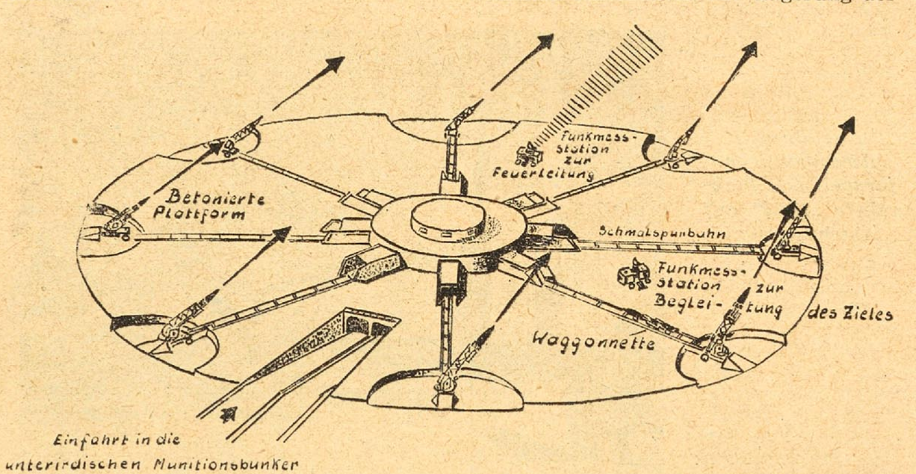


Abbildung 4 Feste Raketenabschußbasis

Diese Tatsachen sind auch in den westlichen Ländern nicht unbekannt. Erst kürzlich schrieb eine französische Zeitung, daß die UdSSR modernste Abwehrraketen mit automatischer Zielsucheinrichtung besitzt, womit sogar Überschallflugzeuge mit Sicherheit bekämpft werden können. Aus der Veröffentlichung ging weiter hervor, daß die UdSSR auch auf dem Gebiet der Fernraketen die USA weit hinter sich gelassen hat und über Stufenraketen verfügt, die heute schon besser sind als die erst Anfang 1959 erscheinende amerikanische Fernrakete „Navaho“.

Abschließend noch einige Worte zu den Abschußmöglichkeiten moderner Abwehrraketen.

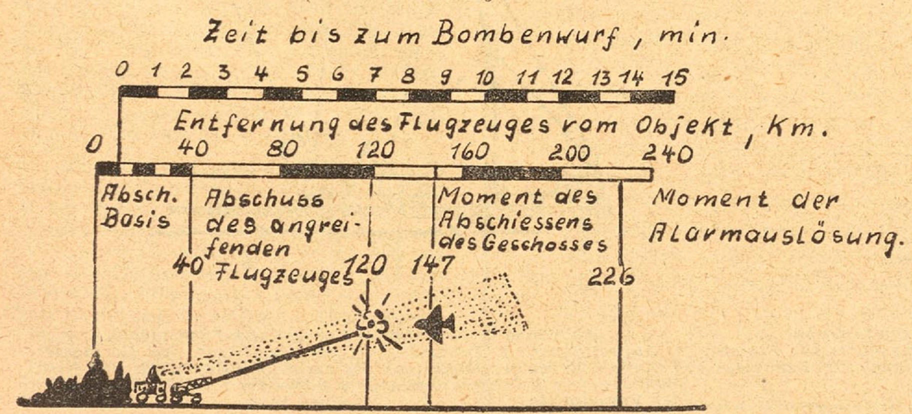
Auf Grund der bisherigen Erfahrungen sind zwei Arten von Abschußbasen brauchbar:

Raketen. Auf dem Bunker befindet sich ein Kommandoturm. Vom Bunker aus führen Schmalspurbahnen zu den rund um den Bunker eingerichteten Abschußgestellen. Die Raketen werden mittels kleiner Waggonetten zu diesen transportiert. Die einzelnen Abschußgestelle sowie Funkmeß- und Radarstationen sind mit dem Steuerungspult im Kommandoturm verbunden. Jedes Abschußgestell hat einen Schwenkbereich von 360 Grad.

Die Abb. 5 zeigt das prinzipielle Schema des Schutzes einer Stadt durch eine der beschriebenen Raketenabschußbasen. Es wird Alarm ausgelöst, wenn das angreifende Flugzeug noch etwa 226 km oder etwa 14 Flugminuten entfernt ist. Beträgt der Abstand 147 km, so wird bereits die Rakete abgeschossen und erreicht das Flugzeug, wenn dieses noch 7 Flugminuten, das sind im vorliegenden Beispiel etwa 120 km, von seinem Ziel entfernt ist.

Es kann keinesfalls angenommen werden, daß mit diesem Artikel alle Fragen, die mit der Abwehr von Flugzeugen und Großraketen durch ferngesteuerte Raketen zusammenhängen, erörtert wurden. Zum anderen ist die Zeit nicht stehengeblieben, und die Technik schreitet täglich und stündlich vorwärts. Also wird es bereits auf diesem Gebiet wieder neue Erkenntnisse auf Grund von Versuchen und Experimenten geben, so daß dieser Artikel nur ein Versuch sein kann, einen allgemeinen Überblick über die Fragen der Entwicklung und Anwendung von ferngesteuerten Raketengeschossen zur Flugabwehr zu vermitteln.

Abbildung 5





Luftbilder

Von Oberleutnant Scheel

Das Prinzip der Luftbildaufnahme war schon lange vor seiner Verwirklichung bekannt, jedoch kann ja bekanntlich nicht der zweite Schritt vor dem ersten getan werden. Dieser erste Schritt auf dem Wege zur Luftbildaufnahme war die Erfindung der Fotografie, d. h. der Erfindung von lichtempfindlichen Schichten und den Aufnahmeapparaten um das Jahr 1839. Noch in den Kinderschuhen steckend, versuchte man die Bilder zur Kartenherstellung zu benutzen. Diese Versuche wurden erst mit der Erfindung und Entwicklung der Aufnahmekammer, die mit einem gewöhnlichen Fotoapparat nicht verwechselt werden darf, von Erfolg gekrönt. So wurden 1858 mit Fesselballons Aufnahmen von Paris gemacht. Die Auslösung der Kammer erfolgte auf verschiedene Arten. Die ersten wirklich brauchbaren Erfolge kamen aber erst mit der Entwicklung von Luftschiff und Flugzeug.

Aus den ersten Versuchen, die fotografischen Aufnahmen zur maßstabsgerechten Rekonstruierung der abgebildeten Objekte zu benutzen, entwickelte sich die moderne Bildmessung, die aus der Herstellung top. Kartenwerke nicht mehr wegzudenken ist. Sie ist das geeignete Mittel, um schwer oder nicht zugängliche Gebiete in Kartenwerken darzustellen. Außerdem entsteht bei der Verwendung der Luftbildmessung, auch Aerofotogrammetrie genannt, zur Herstellung von Kartenwerken ein erheblicher Zeitgewinn, der von ausschlaggebender Bedeutung für die Wirtschaftlichkeit ist.

Die Luftaufnahmen selbst erfolgen in der Regel von einem Flugzeug aus, in dessen Boden die Aufnahmekammer eingebaut ist. Diese hat ein Aufnahmeformat von 18×18, 24×24 oder 30×30 Zentimeter. Die Aufnahmen werden mit Rücksicht auf eine spätere Auswertung in Reihen geflogen, wobei sie sich in Flugrichtung mit 60 Prozent und quer zur Flugrichtung mit 30 Prozent dachziegelartig überdecken müssen.

Diese notwendige Überdeckung wird in der Flugrichtung durch die automatisch arbeitende Kammer in Zusammenhang mit dem Überdeckungsregler, der mit dem Verschluß der Kammer gekoppelt ist, gewährleistet. Die Querüberdeckung muß der Pilot bei der Aufnahme der nächsten Reihe durchführen, in dem er genau parallel der ersten Reihe fliegt. Dabei muß er während des gesamten Fluges möglichst genau Flughöhe, Flugrichtung und gleichmäßige Fluggeschwindigkeit einhalten, wozu er verschiedene Hilfsinstrumente benutzt.

Der Idealfall der Luftbildaufnahme wäre es, wenn bei jeder Aufnahme die Kammerachse senkrecht nach unten zeigen würde. Dann würden sogenannte Senkrechtaufnahmen entstehen, die bei ebenem Gelände der Karte ähnlich wären und nur auf den Kartenmaßstab gebracht werden müßten. Da aber genaue Senkrechtaufnahmen nur durch Zufall erreicht werden können, müssen alle Aufnahmen, die mehr oder weniger Schrägaufnahmen sind, entzerrt werden.

Zur Entzerrung werden spezielle Methoden und Geräte angewandt. Die entzerrten Bilder können dann zum Luftbildplan zusammengeklebt werden und dienen als Grundriß der entstehenden Karte. Zur Aufnahme der Höhen, d. h. des Reliefs, werden dann klassische Methoden angewandt.

Zur Kartenberichtigung können aber bereits unentzerrte Bilder benutzt werden, wobei einmal zeichnerische Verfahren oder der Luftbildumzeichner zur Anwendung kommen.

Dabei hat die Luftbildauswertung nicht nur für die Kartenherstellung große Bedeutung, sondern auch das Militärwesen aller Staaten macht sich die Aerofotogrammetrie zu einem wichtigen Helfer bei der Planung und Durchführung von Operationen und Gefechten. Die Luftbilder werden dann herangezogen, wenn andere Mittel der Aufklärung versagen oder diese ergänzt werden sollen. Dabei werden die besonderen Eigenschaften des Luftbildes, wie die Wiedergabe des augenblicklichen Zustandes des Geländes, die besondere Ausführlichkeit aller Einzelheiten sowie die Objektivität ausgenutzt. Natürlich gibt es auch bei der Verwendung von Luftbildern Vor- und Nachteile.

Das wichtigste jedoch sind immer die augenblicklichen Angaben über die Stellungen des Gegners und die Geländebewachsung und Geländebedeckung auf der Grundlage einer objektiven Darstellung, d. h. einer Darstellung, die von den subjektiven Einflüssen eines Beobachters frei ist. Gerade die Angaben also, die im Verlaufe des Gefechts sich schnell ändern können und die eine Karte gar nicht zeigen kann, weil sie, genau genommen, bereits beim Druck veraltet ist. Das Luftbild kann diese Angaben machen, weil in der Regel zwischen der Aufnahme und dem fertigen Bild kaum mehr als drei bis vier Stunden vergehen. Allerdings muß das Auswerten (Dechiffrieren) der Luftbilder gelernt sein, ist doch die Darstellung der taktischen und topografischen Objekte im Grundriß zuerst ungewohnt und setzt dabei ein sorgfältiges Arbeiten voraus.

Die Luftbilder sind also ein wichtiges Mittel zur Aufklärung des Gegners, deshalb muß ihre Auswertung mit einfachen Mitteln von jedem Offizier unserer Nationalen Volksarmee erlernt werden.



ANGST

Von Hauptmann Anschütz

Es war ein Ausbildungstag ohne besondere Vorzeichen. Für Unteroffizier Hartmann, Soldat Hoffmann und ihren Leutnant jedoch bleibt er unvergessen.

Die ersten Sonnenstrahlen dringen durch das dichte Buchenlaub. Wie gewebtes Silber hängen Spinnweben zwischen den Ästen, Tautropfen laufen an ihnen entlang. Ringsum zwitschert und flötet die erwachte Vogelwelt, begrüßt den neuen Tag; sicher wird er wie alle vergangenen Tage sehr heiß sein. Von der begeisternden Schönheit dieses Sommermorgens merkt die Gruppe Soldaten nichts. Ihre Gesichter sind braungebrannt und zeigen Spuren der hinter ihnen liegenden Anstrengungen. Unteroffizier Hartmann hat die Karte auf dem Waldboden ausgebreitet, mit dem Kompaß eingenordet. Erklärend fährt er mit seinen kräftigen Fingern auf der Karte entlang und verhält auf einem Punkt. Aufmerksam folgen seine Soldaten diesen Bewegungen.

Seine Karte aufnehmend, setzt sich dann Unteroffizier Hartmann an die Spitze seiner Gruppe. Mit großen Schritten steigen sie zwischen den Bäumen einen Berg hinan. Der Schweiß bricht ihnen aus allen Poren, ihre Schritte werden merklich langsamer. Immer wieder schaut Hartmann auf die Uhr, dabei verfinstert sich sein Gesicht zusehends.

‚Verflucht, wir schaffen es nicht! Warum hat der Leutnant die Zeit so kurz bemessen. Schließlich sind 25 Kilometer keine Kleinigkeit. Dazu die jungen Soldaten. Wenn sie wenigstens richtig marschieren könnten. Aber so! Zurückbleiben darf keiner, das verspreche ich euch. Ich will mich nicht blamieren. Schon gar nicht vor dem Leutnant, diesem Neuling. Wenn er das alles schon geleistet hätte, was ich hinter mir habe, dann wäre das freilich eine andere Sache. Aber so. — Pfeif' drauf — ich werde es schon schaffen. Hartmann hat es bis jetzt immer geschafft.‘



Bei seinen Gedanken hat Hartmann nur wenig auf den Weg geachtet. Er ist überrascht, daß sie die Bergspitze schon erreicht haben. Mit schnellen Schritten schreitet er durch den leicht abfallenden Wald. Hinter einer Buschgruppe befiehlt er „Halt!“

Als alle Soldaten seinem Beispiel gefolgt sind, niederknien und ihre Waffen vom Rücken nehmen, erklärt er kurz die kommende Aufgabe.

„Genosse Gefreiter Meyer und Genosse Soldat Fischer, erkunden Sie das Gelände und den Übergang über den Bergbach. In fünf Minuten müssen Sie zurück sein.“

Acht Minuten sind schon vergangen. Die Soldaten sind immer noch nicht zurück. — Neun Minuten. — Unteroffizier Hartmann ist ärgerlich.

‚Nichts kann man mit diesen Kerlen anfangen, wo sie bloß stecken. Möglicherweise hat man sie geschnappt? Na, dann Prost Mahlzeit — das kann ja feierlich werden. Der Leutnant frißt mich. Natürlich bin ich dann wieder schuld. Schlechte Erziehung, keine richtige Aufgabenstellung usw., usw.‘

— Zehn Minuten sind vergangen. Endlich tauchen die Genossen wieder auf. Ihre Gesichter sind gerötet, schweratmend erstatten sie Meldung.

„Genosse Unteroffizier, das Gelände ist zwar frei, aber die Brücke ist weg.“

„Was heißt die Brücke ist weg? Drücken Sie sich etwas klarer aus.“

„Irgend jemand hat den Bohlenbelag heruntergehauen, jetzt sind nur noch zwei einfache Balken da. Über dem Bach steht Nebel. Das Wasser kann man nicht sehen, nur das Rauschen hört man. Im Sitzen kann man aber hinüber. Es ist nicht leicht, aber es muß gehen.“

„Das ist alles?“

„Ja, alles, Genosse Unteroffizier.“

„Also gut, gehen wir eben über die Balken hinüber. Daß nur ja keiner abrutscht und in die Brühe segelt. Die MPi kommt auf den Rücken, Grätschsitz, Hände vor den Körper als Stütze. Wenn einer abrutscht, mit Beinen und Armen festklammern, nicht loslassen, wir helfen. Hat jemand Angst?“

— Eine bedrückende Stille. Langsam hebt Soldat Hoffmann den Arm. Er will erklären. Unteroffizier Hartmann aber läßt keine Erklärung zu. Mit einer Handbewegung unterbricht er den Genossen. „Ein Soldat hat keine Angst, Sie gehen als erster hinüber. Der Gefreite Meyer folgt Ihnen und wird helfen. Erklärungen können Sie später geben. — Hat noch jemand Angst? — Also keiner — dann vorwärts.“

Soldat Hoffmann hat seine MPi umgehängt und nähert sich dem Brückengelände. Ihm ist gar nicht wohl zumute. Viele Gedanken stürzen in seiner Erregung auf ihn ein.

‚Warum mich der Unteroffizier nicht anhören will. Er sagt alles so leicht hin. Ein Soldat hat keine Angst. Damals habe ich mir zwei Rippen gebrochen. Er denkt, ich bin ein Feigling. Dabei weiß er nichts von mir. Urteilt einfach so.

Ein Feigling bin ich nicht. So etwas soll niemand von mir glauben. Ich werde die Zähne zusammenbeißen, ich muß hinüberkommen. Nur nicht nach unten sehen, immer zum anderen Ufer.‘

Langsam kniet er nieder, vorsichtig setzt er sich auf den Balken. Nur langsam geht es vorwärts, immer einen Griff nach dem anderen. Warum er bloß so zittert. Wenn es die anderen Genossen sehen, was sollen sie von ihm denken. Plötzlich stockt er.

‚Weiter gehe ich nicht. Nein, ich gehe zurück. Ich will nicht abstürzen. Damals stieß mich der Großbauernsohn in der Scheune von einem Balken auf die Wagendeichsel. Soll ich wieder gebrochene Rippen, wieder diese Schmerzen haben? Dazu die Schande!‘ — Hinter ihm ist der Gefreite. Also muß er doch weiter. Die ersten Meter sind doch ganz gut gegan-



gen. Vielleicht ist seine Angst ganz unbegründet. Immer schön langsam vorwärts. Jeder Zentimeter bedeutet, dem Ufer näher zu sein.

‚Ich werde beweisen, daß ich kein Feigling bin. Die anderen Genossen kommen ja auch alle hinter mir her. Bleibe ich sitzen, müssen sie warten, ich muß es schaffen.

— Wie weit ist es noch? — Alle Glieder schmerzen. Das Blut schießt durch die Adern. Was ist das bloß für ein Druck im Hals? Egal, was die anderen Genossen sagen. Ich kann einfach nicht mehr. Keinen Zentimeter gehe ich mehr weiter. Das wäre mir als Traktorist bestimmt nicht passiert.‘

„He, Hoffmann! He, was ist mit dir? Geht es nicht mehr weiter? Es sind nur noch zwei Meter, mach schon — soll ich dir helfen?“ Der Gefreite Meyer ruft ihn an.

„Nein —, es — ist — schon — wieder — gut. — Es — geht — allein.“

Nur noch zwei Meter.

Endlich hat er den letzten Meter überwunden und geht schwankenden Schrittes von der Brücke weg. Nach wenigen Schritten jedoch bricht er besinnungslos zusammen.

Mit frischem Bergwasser reiben die Genossen seine Schläfen und Pulse ein. Durch Atemübungen bringen sie ihn schließlich zu Bewußtsein. Langsam schlägt er die Augen auf. Seine Genossen betrachtend, sagt er ganz leise: „Genossen, ich bin kein Feigling, aber ich hatte wirklich große Angst.“ Die Genossen schweigen, nicken aber verstehend und helfen ihm auf die Beine.

Eine kräftige Männerstimme ruft Unteroffizier Hartmann zu sich. Leutnant Jahnke tritt aus dem Wald und auf die Gruppe zu. Unteroffizier Hartmann läßt die Gruppe antreten und meldet an den Zugführer: „Genosse Leutnant, Befehl ausgeführt, Ziel mit 40 Minuten Verspätung erreicht. Es meldet Gruppenführer Unteroffizier Hartmann.“

Mit Worten des Dankes und der Anerkennung entläßt Leutnant Jahnke die Soldaten zur Pause. Vorher hat er sich nach dem Befinden des Genossen Soldat Hoffmann erkundigt und seinen Abtransport in das Lazarettzelt angeordnet.

Leutnant Jahnke und Unteroffizier Hartmann sind in den Wald getreten, sitzen auf einem Baumstamm und rauchen schweigend. Jahnke seine Pfeife und Hartmann eine „Turf“. Vorsichtig, als wäre sie leicht zerbrechlich, legt Leutnant Jahnke seine angerauchte Tabakspfeife neben sich. Umständlich packt er Tabak und Feuerzeug dazu. Alles tut er in einer scheinbaren Ruhe, jedoch sein Gesicht ist finster und zuckt hin und wieder.

Auf dem Gesicht des Genossen Unteroffizier Hartmann spielt ein fröhliches Lächeln, er ist sich seines Sieges gewiß.

Nachdem sich Leutnant Jahnke umgesehen hatte, beginnt er zu sprechen.

„Genosse Unteroffizier, Sie hatten jetzt Zeit, die gesamte Aufgabe noch einmal zu überdenken. Bitte, berichten Sie, wie Sie die Überwindung des Bergbaches organisiert haben. — Bleiben Sie sitzen.“

Unteroffizier Hartmann hat seine Zigarette ausgedrückt, seine Uniform geglättet und setzt sich in Position.

„Ja, Genosse Leutnant, das war gar nicht schwer. Sie müssen wissen, ich bin ein erfahrener Unteroffizier, schon das fünfte Jahr diene ich. Sozusagen von der Pike auf.

Für mich gab es keine Bedenken. Es wurde mir gemeldet, daß die Brücke abgedeckt sei; da entschloß ich mich, sie so zu überwinden. Verstehen Sie, so im Sitzen über die Balken rutschen. Nachdem ich die Lage kurz erklärt hatte, stellte ich die Frage, ob einer der Soldaten Angst habe, das Hindernis zu überwinden. Keiner sagte etwas. Stellen Sie sich vor, auf einmal meldet sich der Hoffmann und sagt, er habe Angst. Ich habe mich über diesen Kerl geärgert und befohlen, daß er zuerst über das Hindernis gehen muß. Diskussionen habe ich natürlich nicht zugelassen. Dann ging alles ziemlich schnell. Das Hindernis wurde überwunden. Keinem ist etwas geschehen. Als der Genosse Hoffmann drüben angekommen ist, fällt er plötzlich um. Ein Schwächeanfall; aus Angst. So ein Schwächling, aus dem wird nie ein richtiger Soldat.“

*

Auch in der Unterkunft der Soldaten wird diskutiert. Das Thema ist das gleiche. Nachdem ihn mehrere Genossen darum gebeten haben, erzählt der Genosse Hoffmann:

„Das ist eine lange Geschichte, Genossen. Es fällt mir nicht leicht, darüber zu sprechen. Da ihr mir an der Brücke geholfen habt, keiner von euch hat mich ausgelacht, will ich erzählen.

Es war noch vor 1945. Ich war damals kaum acht Jahre alt. Ein Gewitter war über unserer Gegend niedergegangen, seit Stunden regnete es. Da Vater und Mutter beim Großbauern als Knechte arbeiteten, waren meine Schwester und ich ständig auf dessen Hof. Sein ältester Sohn spielte mit uns und machte immer den Kommandierenden. Genau wie sein Vater. Wir waren praktisch die Knechte des Großbauernkindes. Was er sagte, wurde ohne Widerspruch gemacht. So auch an diesem verregneten Sommertag.

Er hatte sich ausgedacht, in der Scheune herumzuklettern. Wir mußten ihm folgen. Wir waren bereits bis in die obersten Balkenlagen geklettert, als er sagte: ‚Jetzt springen wir vom letzten Balken herunter auf den mit Heu beladenen Wagen.‘ Zuerst sprang er selbst. Er war vier Jahre älter und einen ganzen Kopf größer als ich.

Mich hatte die Angst gepackt, ich zitterte, als ich auf dem Balken vorlief. Meiner Schwester hatte ich verboten, nachzukommen, sie kletterte an der Leiter herunter. Meine Unsicherheit wurde so groß, daß ich wieder zurück wollte. Ich wollte nicht springen. Da kam der Großbauernsohn, nannte mich feige und gab mir einen Tritt. Rücklings flog ich in die Tiefe. Dabei kam ich nicht auf der Heuladung, sondern auf der Wagendeichsel an. Zwei gebrochene Rippen, der linke Arm verrenkt, das war das Ergebnis. Der Großbauernsohn rannte aus der Scheune aufs Feld, ließ meine Schwester und mich mit meinen Schmerzen allein. Ich habe so laut geschrien, daß meine Mutter mich hörte. Drei Monate lag ich im Krankenhaus.

Wenn ich jetzt auf irgendeiner Erhöhung stehe, fallen mir meine gebrochenen Rippen ein und dann beginne ich zu zittern. Heute morgen war es genauso. Ich wollte mich nicht blamieren, aber gezittert habe ich wie Espenlaub. Das andere wißt ihr ja alle selbst, Genossen.“

(Fortsetzung in Heft 4/57 unserer Zeitschrift.)

Nachdem Sie, lieber Leser, den ersten Teil bereits kennengelernt haben, ist Ihnen sicher aufgefallen, daß der Genosse Unteroffizier Hartmann in der Ausbildung folgenschwere methodische- und pädagogische Fehler begangen hat. Bitte schreiben Sie uns, was er nach Ihrer Meinung falsch gemacht hat. Die besten Einsendungen werden wir im nächsten Heft veröffentlichen und honorieren. Letzter Einsendetermin ist der 15. März 1957.

Med.-Punkt einsatzbereit

Aus dem Winterlager / Von Unterleutnant Hajo Barth

„Stillgestanden!"

Eine straffe Bewegung, im Bruchteil einer Sekunde nur, ging durch die Einheit. Schnurgerade ausgerichtet stand die Kompanie auf dem Appellplatz. Es sollte zum erstenmal ins Winterlager gehen. Zum erstenmal seit Bestehen der Lehranstalt sollte eine Kompanie ins Gebirge fahren, um die Arbeit des medizinischen Dienstes auch unter den erschwerenden Bedingungen des Winters zu erlernen. Jeder der Genossen bekam ein Paar Skier in die Hände gedrückt und ein Paar Skistiefel angepaßt. Aber die meisten von ihnen hatten noch nie auf solchen „Latten" gestanden. Schadenfroh — denn Schadenfreude ist bekanntlich die reinste Freude — grinsten die Wintersportler und die Gebirgler unter den Kursanten, wenn sie sich die ersten Versuche ihrer Kameraden vorstellten. — Das heißt, manchmal überwog auch die Skepsis. Ob im Thüringer Wald tatsächlich schon Schnee lag? Im Moment herrschte strahlender Sonnenschein, eher März- als Dezemberwetter.

★

Mit eintönigem Rattern brauste der Schnellzug, der die Genossen aufgenommen hatte, dem Thüringer Wald entgegen. Allmählich wich das Flachland hügeligerem Gelände. Dörfer flogen längs der Strecke vorbei, hin und wieder ein Stück winterlich entlaubten Waldes, eilig dahinströmende Flüsse und Bäche.

Im ersten Abteil ging es hoch her. Hier saß die erste Gruppe des ersten Zuges, sangesfreudige Genossen, die zu den Klängen eines Akkordeons ihre Stimmen durch den Wagen schallen ließen.

Die erste Gruppe hatte sich vorgenommen, sich zur besten der Kompanie zu entwickeln. Erste Gruppe des ersten Zuges, das war so gut wie eine Verpflichtung, und in langer, beharrlicher Arbeit war es den acht Offiziersschülern gelungen, dieses Ziel zu erreichen. Das war nicht zuletzt ein Erfolg des Gruppenführers, des Offiziersschülers Sirasch, eines energischen, fähigen Menschen. Aber auch das ganze Kollektiv der Gruppe, in der die verschiedensten Charaktere vertreten waren, durfte man dabei nicht übersehen. Jeder hatte seinen Teil dazu beigetragen: Siegfried Steffens, der frühere Maler, der als Stellvertreter des Gruppenführers eingesetzt war; der ehemalige Maurer Helmut Bartels; der Drogist Hans, der allgemein nur „Larsen" genannt wurde, obwohl kein Mensch mehr zu sagen wußte, woher dieser Name stammte; weiter der ehemalige Oberschüler Werner Fischer; der Schlosser Horst Dunkel; Heinz Seebach, ein früherer Angestellter, und Gerd Bender, seines Zeichens Böttcher. Gerd, zwar der älteste in der Gruppe, war noch immer ein Sorgenkind; seine Kameraden mußten ihm viel helfen, ihn mitreißen. Er fand sich nicht immer ganz in das Kollektiv der Gruppe, die im Laufe von zwei Jahren zu einer festen Einheit verschmolzen war.

Helmut Bartels, der das Akkordeon umgehängt hatte, war beileibe kein Meister auf diesem Instrument. Aber die Gruppe, die mittlerweile von alten Volksweisen zu den modernen Schlagern übergegangen war, glich die kleinen Unreinheiten, die sich in Helmuts Spiel einschlichen, durch um so lauteres Singen aus. Doch sie sangen immer noch nicht laut genug, um den Schrei zu überhören, der eben draußen auf dem Gang zu hören war.

Mit einem schrillen Mißklang brach die Musik ab. Was war geschehen? Überall öffneten sich die Abteiltüren, erstaunte und erschreckte Gesichter schauten heraus. Aber auf dem Gang war nichts zu sehen, nur „Larsen", der doch sonst einer der ruhigsten Genossen der Kompanie war, stand zappelnd und gestikulierend am Fenster. Alles stürzte an die Scheiben. Was mochte Larsen so Erstaunliches entdeckt haben, als er eben einmal das Abteil verlassen hatte? Aber

Nicht nur bei Übungen oder im Ernstfall, auch im täglichen Dienst ist die Arbeit des medizinischen Dienstes für die Gesunderhaltung unserer Genossen äußerst verantwortungsvoll. Unser Bild zeigt das Anbringen eines Kopfverbandes, wie er u. a. bei einer Kopfplatzwunde angelegt wird

---

Festigt die Waffenbrüderschaft mit der Sowjetarmee und den Streitkräften der volksdemokratischen Staaten. Seid bereit, an ihrer Seite den Frieden und die Errungenschaften der sozialistischen Völkerfamilie zu schützen!

auch hier draußen war nichts festzustellen.
Doch — da! Und dort wieder! Und hier sogar eine ganze Menge!
Schnee!
Klägliche Streifen dünnen Schnees fanden sich plötzlich überall in Ackerfurchen, an Feldrainen und hinter Hecken. Jetzt kannte der Jubel kaum noch Grenzen, alle Skepsis war verschwunden. Sicher würde es mehr werden, je höher sie kämen. In Oberhof würde wohl genug davon vorhanden sein.

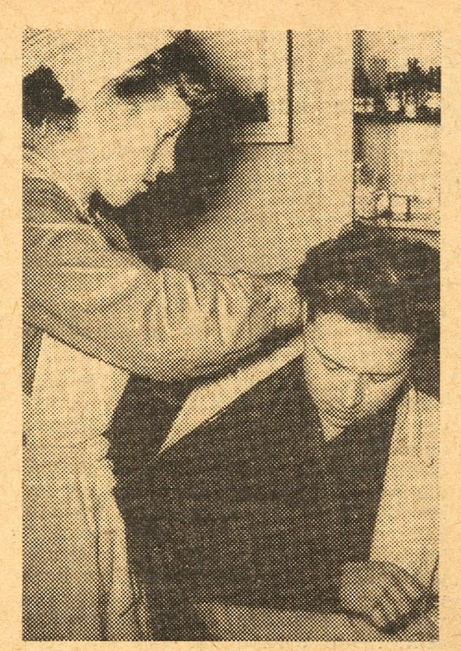
*

Hinter der Baracke, in der die Kompanie untergebracht war, befand sich ein kleiner, sanft abfallender Hang. Einige Bodenwellen, nur wenige Büsche, am unteren Ende eine etwas steilere Böschung zur tiefer liegenden Straße. Ein guter Übungshang, der typische „Idiotenhügel". Was die „Wintersportkanonen" oder die, die sich dafür hielten, mit teils heimlicher, teils offener Schadenfreude, die anderen mit stillem Grausen erwartet hatten, traf ein. Jeden Nachmittag war Sport angesetzt. Skitraining auf dem „Idiotenhügel".

Der Mann, der den Ausdruck „Idiotenhügel" geprägt hatte, war wirklich nicht ganz im Unrecht. So schien ein Genosse beharrlich einen der Büsche auf dem Hang entwurzeln zu wollen. Immer wieder versuchte er die Abfahrt von neuem, doch nie gelang es ihm, sich der eigentümlichen Anziehungskraft dieses Busches zu entziehen.

Andere kämpften gegen die Geschwindigkeit der Bretter, die unter ihnen davongleiten wollten. Da half nur noch bremsen. Aus mangelnder Kenntnis besserer Methoden setzten sie sich zu diesem Zweck ganz einfach in den Schnee. Hier wieder versuchten einige Genossen, den „Schneepflug" zu erlernen. Es war köstlich anzusehen, wie sich einer nach dem anderen auf den übereinandergeratenen Skispitzen emporhob, um dann den Kopf in den Schnee zu bohren. Dort waren zwei Genossen in Kollision geraten und gestürzt; ein dritter, der nicht rechtzeitig ausweichen konnte, verfilzte sich mit ihnen zu einem schier unentwirrbaren Knäuel von Brettern, Stöcken und Gliedern.

Doch allmählich lernten alle, mit den schmalen, langen Brettern umzugehen. Die Abfahrten wurden länger, steiler, kurvenreicher, wechselten mit Langläufen und Skiwanderungen ab. Mochten die Genossen auch meist aussehen wie die Schneemänner, mochte die Zahl der harmlosen kleinen Stürze auch manchmal ins Unermeßliche steigen, es



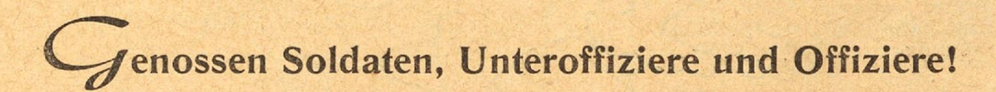
Nach der Behandlung des erkrankten oder verletzten Körperteils ist die Ruhigstellung eine wichtige Behandlungsmethode, z. B. durch Anlegen eines Dreiecktuches

machte doch allen einen Heidenspaß. Und schließlich warteten abends ein gutes Abendessen, eine gut geheizte Unterkunft und ein gemütliches PAZ. Eine kleine Bibliothek war vorhanden, Brettspiele und Musikinstrumente.

Während draußen der Schnee unter den Füßen der Posten knirschte und sie sich fester in ihre Schafpelze hüllten, begab man sich drinnen zur wohlverdienten Ruhe, um wieder einsatzbereit zu sein für den nächsten Tag. Denn das Leben im Winterlager bestand nicht allein aus Skisport und Musizieren. Sechs Stunden am Tage wurde ernst und hart an der Ausbildung gearbeitet. Manchen Tropfen Schweiß kostete diese Arbeit trotz der Dezemberkälte. Jede Tätigkeit innerhalb der Aufgaben der medizinischen Dienste, vom Krankenträger bis zum Regimentsmed.-Punkt, wurde geübt, bis alles wie am Schnürchen klappte.
Die Öfen begannen zu erkalten. Hier und dort bewegte sich ein Genosse im Schlaf, hüllte sich fester in die Wolldecken. Alles war still und ruhig, nur die regelmäßigen tiefen Atemzüge der Schlafenden erfüllten die Unterkünfte. Vereinzelt drangen Schnarchtöne auf den Flur.
Der Diensthabende blickte auf die Uhr. Noch eine Minute, gleich war es soweit. Er ging zum Sicherungskasten, lockerte einige Sicherungen.
„Alarm!"
Eine Sekunde atemlose Stille danach, dann schien sich die ganze Baracke in einen Ameisenhaufen verwandelt zu haben. Rasch in die Uniform geschlüpft, die Ausrüstungsgegenstände umgehängt, Waffen und Skier empfangen. Auf dem Platz vor der Baracke sammelte sich die Kompanie. Der zweite, dann der dritte Zug, meldeten Vollzähligkeit. Aber was war im ersten Zug geschehen? Der Zugführer konnte keine Einsatzbereitschaft melden. Zwei Offiziersschüler fehlten. Noch dazu aus der ersten Gruppe: Horst und Gerd. Genosse Sirusch, der sie suchen ging, fand sie, wie sie im Dunkel des Schlafraumes den Fußboden abtasteten. Gerds Schutzmaske war verschwunden. Endlich fand Horst, der Gerd bei der Suche unterstützte, die Maske unter einem Bett, unter das sie unbemerkt gefallen war. Obwohl die Zeit bis zur Einsatzbereitschaft trotzdem nicht schlecht gewesen war, ließen die Genossen der ersten Gruppe die Köpfe hängen. Daß das ausgerechnet bei ihnen, bei der besten Gruppe, passieren mußte! Wenn sie diese Scharte nicht während der Übung durch besonders gute, ausgezeichnete Leistungen auswetzen konnten, war ihr Ruf tief erschüttert. Das durfte nicht sein! Gesprochen wurde nicht darüber. Ein Blick zwischen den Genossen, ein entschlossenes Nicken genügte: Heute noch würde die Schlappe wettgemacht werden.

Der Kompanieführer gab den Kampfbefehl bekannt. Bis zum festgesetzten Angriffsbeginn hatte der Regimentsmed.-Punkt — Standort nahe dem Rennsteig — arbeitsfähig zu sein und die Versorgung der Verwundeten zu übernehmen. Sanitäter, Krankenträger, Feldschere wurden eingeteilt. Die erste Gruppe erhielt die Aufgabe, als Besatzung des Med.-Punktes zu arbeiten. Der Abmarsch zu den befohlenen Orten konnte beginnen.

Schon beim Heraustreten war den Offiziersschülern die seltsame warme, bleierne Schwere der Luft aufgefallen. Der Mond war hinter einer dichten Wolkendecke verschwunden. Aber auf dem Platz vor der Baracke war der Schnee beiseitegefegt und die Fläche mit Fichtenzweigen belegt worden. Nichts Verdächtiges also zu bemerken. Aber nun stürmte alles zu den Schlitten, die, einsatzbereit mit Zelten, Einrichtungsgegenständen, Instrumenten und Medikamenten beladen, neben dem Kohlenschuppen standen.
„Verdammt!" — Das war die Stimme Siegfrieds, der als erster bei den Schlit-



Genossen Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere!

Sichert die ständige Einsatzbereitschaft aller Verbände und Truppenteile der Land-, Luft- und Seestreitkräfte sowie der Luftverteidigung.

Festigt die Disziplin, und erhöht das Niveau der Kampfausbildung!

ten war. „So ein Dreck!" — Das war Werner. Weitere, halb unterdrückte Flüche folgten. Dazwischen ein Patschen und Klatschen der Skistiefel in dem vor wenigen Stunden noch trockenen, knirschenden Schnee!

Föhn, Tauwetter!

Aber was half das, im Einsatz wird nicht nach dem Wetter gefragt, und bei einer solchen Übung genausowenig. Alles spannte sich vor die Schlitten, und los ging es. Die erste Gruppe übernahm die Spitze.

Zunächst ging es ein Stück die Straße entlang. Hier ließen sich die schweren Schlitten noch gut durch den Schneematsch ziehen. Sie waren aus alten, ausgedienten Schneeschuhen zusammengezimmert: Drei Skier, darauf ein flaches Gestell, auf dem die Ladefläche montiert war. Diese Kufen ließen die Schlitten nicht einsinken. Doch bald wurde es schwieriger. Es ging seitwärts in einen Hohlweg hinein, der steil zum Rennsteig aufwärts führte. Alle Kräfte mußte man anspannen, um vorwärts zu kommen, alle Gewandtheit zusammennehmen, um nicht bei jedem Schritt auszugleiten.

Erst wenige Minuten war die Schlittenkolonne auf dem Marsch, als Horst einen Tropfen auf seine Wange fallen fühlte. Ein Schweißtropfen konnte es nicht sein. Tauwasser von den Bäumen auch nicht, denn gerade hier befand sich ein Kahlschlag.

„Es regnet!", rief er halblaut zurück.

„Meckre nicht", stieß Heinz, der hinten am Schlitten schob, keuchend hervor. „Zieh lieber, das ist vernünftiger! Uns reicht es bald auch schon ohne Regen." Horst zog. Was sollte er auch anders tun? Aber dennoch regnete es, die Tropfen mehrten sich. Binnen kurzem hatte sich ein Regen entwickelt, wie ihn die tropische Regenzeit kaum besser — nur etwas wärmer — hervorbringen könnte. Das Wasser lief in Strömen zu den Kragen herein und rann die gespannten Rücken hinab, vereinigte sich mit dem eiskalten Schmelzwasser, das über den Rand der Skistiefel quoll.

Der Weg zog sich jetzt in stufenförmigen Wellen hinauf. In den flachen Senken, die dabei entstanden, bildeten sich breite Tümpel eines Gemisches von halbgeschmolzenem Schnee und Wasser, das dann glucksend und sprudelnd seinen weiteren Weg in die Tiefe suchte. „Genosse Bartels, Genosse Fischer", befahl der Gruppenführer, „suchen Sie die flachste Stelle". Aber es gab keine flache Stelle. Bis zu den Waden versank man im ersten dieser Tümpel, den die Gruppe soeben erreicht hatte. Also durch, trotz der flachen Skistifel!

Immer schwerer ließ sich der Schlitten ziehen, immer tiefer sank er ein. Plötzlich ein Ruck! „Larsen", der sich gerade noch einmal kräftig in die Seile gestemmt hatte, glitt aus, legte sich in seiner ganzen Länge in die Pfütze. — Der Schlitten war bis zur Ladefläche im Schneematsch versunken, saß unverrückbar fest.

„Tempo!" schlug Helmut vor. „Die Spitze anheben, und dann im ‚Tempo' durch!" Der Vorschlag war richtig, so kam man wieder auf die nächste festere Schneefläche. Von nun an wurden die Tümpel nur noch im Laufschritt überwunden, auch von den nachfolgenden Schlitten. Die Lungen keuchten, die Körper dampften. Heinz, der ein etwas schwaches Herz hatte, wollte es schon schwarz vor den Augen werden. Aber er dachte an die Schlappe, die die Gruppe beim Antreten erlitten hatte. Er überwand die Schwäche und hielt durch. Nur heute die Kameraden nicht im Stich lassen.

Allmählich gab es keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Was nicht der Regen erreichte, das vollbrachte das Schmelzwasser. Mehr als einer der Genossen legte sich ungewollt in eine der Pfützen. Doch schließlich war die Anhöhe erreicht.

Eine kurze Atempause, die Ladung der Schlitten kontrolliert, einige gelockerte Gurte nachgezogen.

„Es ist doch seltsam", sinnierte Werner, noch immer schwer atmend, „kommen wir bei der Ausbildung in einen Regen, dann ist die gute Laune hinüber. Aber wenn wir erst einmal naß sind bis auf die Haut, dann ist die Stimmung wieder hergestellt und ein Elan ist da, wie ihn das schönste Wetter nicht hervorbringt." Nachdenklich antwortet ihm der Gruppenführer, Genosse Sirasch: „Das liegt wohl an dem Wissen um die außergewöhnliche Situation. An dem Bewußtsein: heute wird etwas von mir verlangt, was nicht alltäglich ist. Heute kann ich zeigen, daß ich ein Kerl bin, ein wirklicher Soldat, den nichts unterkriegen kann, auch nicht so ein läppisches Tauwetter."

Was nun kam, war fast ein Kinderspiel gegen den Anmarsch, wenn auch die Glieder steif, die Finger klamm waren und das Gewicht der Zelte sich im Regen verdreifacht hatte. Aber umsonst hatte man nicht jeden Handgriff beim Aufbau der Zelte geübt. Jeder in der Gruppe kannte seinen Platz, seine Tätigkeit.

Während ein Teil der Genossen noch mit dem Spannen beschäftigt war, begannen die anderen bereits mit dem Hineintragen der Ausrüstung der Zelte. Dann das zweite Zelt, das dritte. Unter der Leitung des Genossen Sirasch dauerte es nur wenige Minuten länger als sonst, als beispielsweise im Sommer, bis die Zelte standen, Medikamente, Verbandmittel und Hilfsmittel griffbereit untergebracht waren.

„Med.-Punkt einsatzbereit und arbeitsfähig!" meldete Genosse Sirasch, der als Leiter des Med.-Punktes eingeteilt war, dem Kompanieführer. Ein Blick auf die Uhr: der Zeitplan war eingehalten, 15 Minuten vor der befohlenen Angriffsbereitschaft.

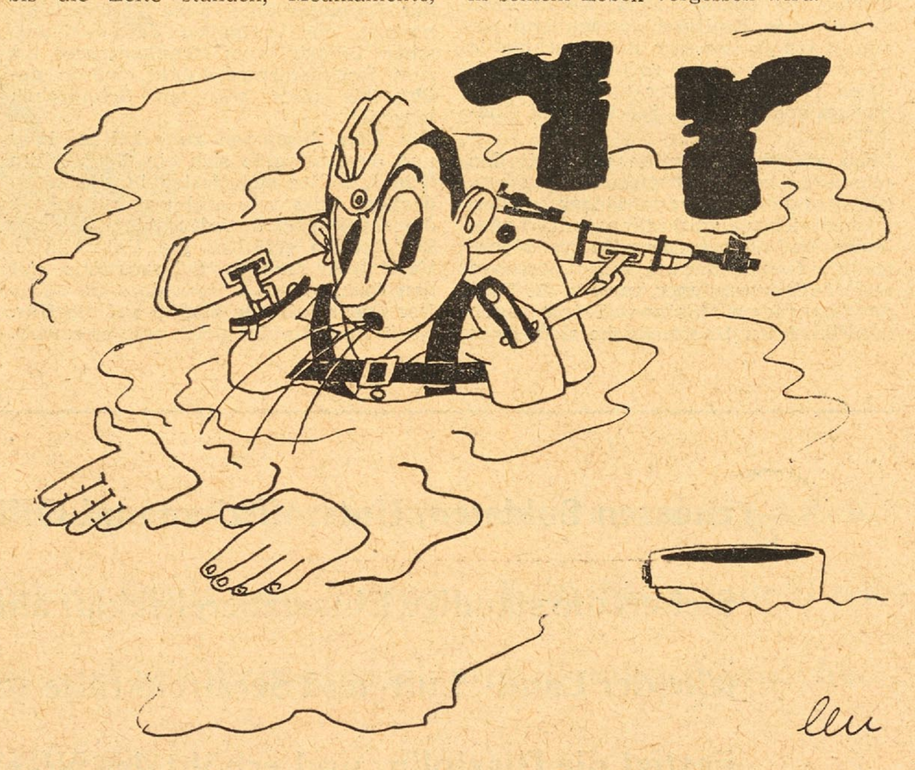
Eine Signalrakete stieg zischend gen Himmel. Sternbündel rot: Angriffsbeginn. Das Knallen und Knattern von Platzpatronen schallte durch die Nacht, und schon nach kurzer Zeit brachten keuchende Krankenträger die ersten „Verwundeten" zur Behandlung.

Das Schießen verhallte, der Strom der Verwundeten riß ab. Mit flinken, sicheren Händen hatten die Genossen der Gruppe Sirasch ihre Patienten versorgt, Verbände angelegt, Glieder geschient, sie fertiggemacht zum weiteren Abtransport. Nun war die Übung zu Ende. Die Kompanie sammelte sich auf der Lichtung neben dem Med.-Punkt. Es fehlte nur noch der Befehl zum Abbrechen, dann konnte es zurückgehen in die Unterkunft.

Die Übung wurde mit „gut" bewertet, die Gruppe Sirasch, Besatzung des Med.-Punktes, erhielt ein besonderes Lob und das Prädikat „ausgezeichnet". Die Scharte, die den Ruf der ersten Gruppe gefährdet hatte, war ausgewetzt.

Abgebaut und verladen war schnell, und da es bergab meist besser geht, war die Kompanie auch bald wieder, trotz Nässe und Zähneklappern, singend und guter Laune, in der Unterkunft angelangt. Dort erwartete alle, Offiziersschüler wie Offiziere, ein heißer Tee mit Rum. Böse Zungen behaupten zwar, es sei eher heißer Rum mit Tee gewesen, aber das ist sicher maßlos übertrieben.

Fest steht jedoch, daß keiner der beteiligten Genossen dieses Winterlager in Oberhof, diese schwierige und doch so schöne Periode der Ausbildung, jemals in seinem Leben vergessen wird.



Chemische Waffen im modernen Gefecht

Von Oberleutnant Stohn

Eine bereits weniger wissenschaftliche Betrachtung des Standes der Technik in unseren Tagen läßt deutlich werden, welche vielseitigen Möglichkeiten für den Einsatz der verschiedensten Kampfmittel im modernen Gefecht in Frage kommen.

Die rasche Entwicklung der nuklearen und thermonuklearen Waffen, als die zweifellos gefährlichsten Massenvernichtungsmittel, ließ jedoch die Erkenntnis der unmittelbaren Gefahr des militärischen Einsatzes von bakteriologischen Mitteln und ganz besonders von chemischen Kampfstoffen bei vielen in den Hintergrund rücken.

Manche Genossen, die noch nicht alle Probleme der Politik, der Wirtschaft und speziell des Militärwesens parteilich richtig betrachten, werden die Frage stellen, und sie taucht tatsächlich immer wieder auf: „Ja, gibt es denn keine völkerrechtlichen Gesetze über das Verbot von chemischen Kampfstoffen bzw. Massenvernichtungsmitteln überhaupt?" Solche Gesetze wurden geschaffen, sowohl 1899, 1907, als auch 1925, und sie besitzen noch heute ihre volle Gültigkeit.

Diese Beschlüsse wurden von verschiedenen imperialistischen Staaten, ob Nichtmitglied oder Mitglied der Konventionen, mit Füßen getreten.

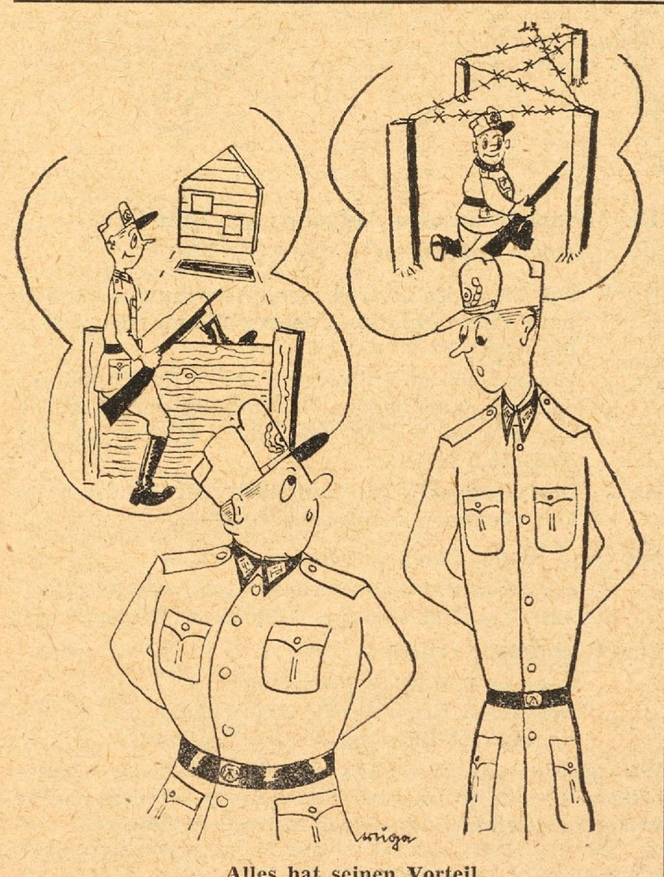
Gerade das kaiserlich-deutsche Heer war es, das hinterlistig und wortbrüchig bereits im ersten Weltkrieg chemische Kampfstoffe in großen Mengen einsetzte.

Und was den Vertretern der „abendländischen Kultur" der USA vor nicht allzulanger Zeit die Krone aufsetzte, war der Einsatz von chemischen und bakteriologischen Waffen gegen die heldenhaft kämpfende koreanische Volksarmee.

Eindeutig genug also, um „Gesetz" und Parteilichkeit richtig zu beurteilen.

Die uns deshalb nicht sonderlich übervon Cambridge 20 Tonnen langwirkenraschende Meldung aus dem Jahre 1956, daß auf einem Flugplatz in der Nähe der Kampfstoff explodiert sind, sollte besonders jedem Kommandeur zu denken geben, was er in bezug auf den chemischen Schutz für die ihm anvertrauten Menschen bisher getan hat und im größeren Aufgabenbereich als Kommandeur und Einzelleiter der Nationalen Volksarmee in Zukunft zu tun hat. Kann doch bereits die Kenntnis oder Unkenntnis der Mittel und Methoden der chemischen Kriegführung für den Verlauf des Gefechts bei einem plötzlichen chemischen Überfall eines Gegners entscheidend sein. Anschaulich genug, so denke ich, ist das Beispiel der abessinischen Armee im Jahre 1935/36, die durch chemische Überfälle seitens der faschistischen italienischen Armee, besonders im Tal Takuse, von 30 000 Mann 20 000 Opfer zu beklagen hatte.

Noch heute betonen die Vorschriften der imperialistischen Armeen, daß der überraschende und massenweise Einsatz von chemischen Kampfstoffen zu taktischen und operativen Erfolgen führen kann.



Alles hat seinen Vorteil

Durch ununterbrochene chemische Beobachtung und chemische Aufklärung, als die wichtigsten Methoden der chemischen Abwehr, müssen deshalb Konzentrierungen von chemischen Einheiten des Gegners rechtzeitig ausgemacht werden, um Überraschungen auszuschalten.

Maßnahmen zur Verhinderung bzw. Zerschlagung oder Abschwächung von chemischen Überfällen in Verbindung mit der rechtzeitigen Warnung der Truppe sind nicht nur besser als die äußerst schwierigen Maßnahmen zur Beseitigung der Folgen eines chemischen Überfalls, sondern dienen unmittelbar zur Erhaltung wertvollen Menschenlebens.

Dies wird um so mehr einleuchten, wenn man sich die Tatsache vor Augen hält, daß zum Beispiel eine chemische Abteilung mit 30 24rohrigen reaktiven Werfern mit einer Salve 40 Hektar Gelände vergiften kann.

Absichtlich ist diese Betrachtung gerade auf lang wirkende Kampfstoffe abgestimmt, da gerade diese, die seßhaften Kampfstoffe, mit zu den tödlich wirkenden modernen Kampfstoffen gehören.

Die verschiedensten Mittel zur Anwendung flüssiger Kampfstoffe, worunter nicht nur der artilleristische Einsatz, sondern auch Bomben und Abrieselungsgeräte der Luftwaffe sowie chemische Minen fallen, bieten vielseitige Möglichkeiten, um überraschende Überfälle durchzuführen sowie wirksame pionierchemische Sperren anzulegen.

Besonders die vielseitige Wirkung langwirkender Kampfstoffe, wie sie uns von den verschiedenen Arten des Yperits (Dichlordiäthylsulfit) und des Lewisits (Chlorvinyldichlorarsin) bekannt ist, läßt erkennen, daß die langwirkenden Kampfstoffe und damit die chemischen Kampfstoffe keine untergeordnete Rolle im modernen Gefecht spielen. Nachlässigkeiten und Gleichgültigkeit bei der Ausbildung der Untergebenen oder bei Normüberprüfungen des chemischen Dienstes bedeuten in friedlichen Tagen schlechte Noten, im Kriege jedoch kosten sie unter Umständen Menschenleben.

Als Kommandeur und Einzelleiter ist man aber verantwortlich für das Leben vieler Genossen, und man muß sich deshalb stets davon leiten lassen, jedem das systematisch anzuerziehen, was unerläßlich ist zur Erfüllung seiner Aufgabe im Ernstfall.

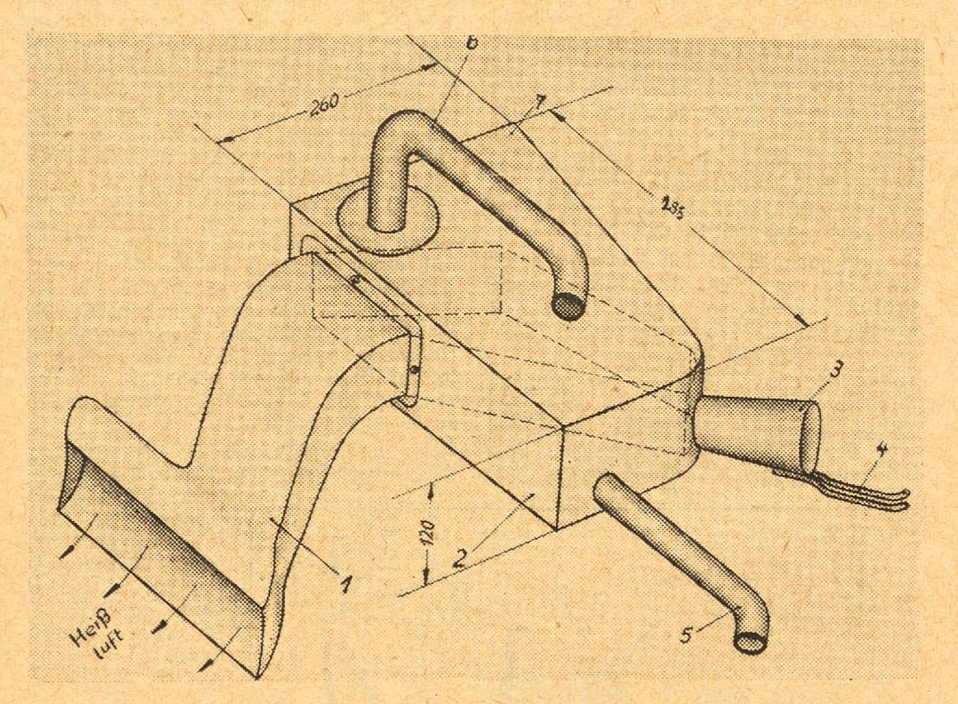
Jede taktische Handlung, jeder rückwärtige Dienst muß also nicht nur unter Berücksichtigung des Einsatzes der Atomwaffe mit Sprengwirkung, sondern unbedingt auch unter den Bedingungen des Einsatzes chemischer und radioaktiver Kampfstoffe und bakteriologischer Kampfmittel durch den Gegner durchgeführt werden.

Praktische Ausbildungsstunden, wie Taktikausbildung, Grundausbildung, Fahrschule, Kampfsport usw., ohne individuelle Schutzmittel sollten endlich der Vergangenheit angehören. Der wöchentlich oder monatlich angesetzte „Gastag" in den Einheiten reicht nicht aus, um unseren Genossen genügend praktische Fertigkeiten bei der Handhabung der individuellen Schutzmittel zu vermitteln. Aber gerade die individuellen Schutzmittel und die Fähigkeit, sie rasch und richtig zu gebrauchen, sind der Schwerpunkt des chemischen Schutzes.

Ein Vorschlag

Versucht es mit dem „Kühlwasser-Heizgerät"

Bei tiefen Temperaturen bereitet das Anlassen der Fahrzeugmotoren, besonders der Dieselmotoren, große Schwierigkeiten. Im kalten Motor ist das Schmieröl äußerst dickflüssig geworden, an den Zylinderwandungen kondensiert der Kraftstoff und verhindert eine einwandfreie Gemischbildung, und schließlich läßt die Kapazität des Sammlers bei Kältegraden stark nach, so daß ein längeres Betätigen des Anlassers stets mit der Gefahr verbunden ist, den Sammler völlig zu entladen.
Um diesen Umständen auf geeignete Art und Weise begegnen zu können und ein schnelles Anspringen der Motoren zu gewährleisten, wurden in der Vergangenheit viele Möglichkeiten versucht, den Motor vor dem Anlassen anzuwärmen.
Ein durchaus brauchbares Gerät zum Vorwärmen, das teilweise unter dem Namen bekannte „Kühlwasser-Heizgerät". Es kann beim LKW G 5 auf der linken Seite des Motors und beim LKW H 3 zwischen Stoßstange und erster Rahmentraverse eingebaut werden. Mit ihm ist der Kraftfahrer in der Lage, nicht nur das Kühlwasser, sondern gleichzeitig auch die Ölwanne des Motors in verhältnismäßig kurzer Zeit zu erwärmen. Das Gerät baut sich folgendermaßen auf:
Aus 2 mm starkem Blech wird ein Kasten (2) zusammengeschweißt, der im Inneren einen rohrartigen Kanal enthält. Der Kanal ist aus 0,75 mm starkem Blech hergestellt und fest in den Kasten eingeschweißt. Seine Stirnseiten sind offen. Zwischen den Wänden des Kanals und des Kastens muß auf allen Seiten freier Raum bestehen. An der größeren Öffnungsseite des Kanals ist am Kasten durch drei Gewindebolzen M 6 × 12, die am Kasten angeschweißt sind, und drei Muttern M 6, die Heißluft-Führung (1) angeschraubt. Die kleinere Öffnung des Kanals mündet in den ebenfalls am Kasten fest angebrachten Trichter (3) mit der an ihm angeschweißten Gabel (4). Die Gabel (4) dient zur Aufnahme einer 2-Liter-Lötlampe, deren Flamme durch den Trichter (3) in den Kanal dringt und das Kühlwasser des Motors erwärmt. Weiterhin am Kasten angebracht sind zwei Rohranschlüsse (5 und 6), von denen der Anschluß 5 zur Wasserpumpe und der Anschluß 6 zum Kühlmantel des Motors führt. In der Ecke (7) ist an der Unterseite des Kastens schließlich noch ein Wasserablaßhahn angebracht, der auf der Zeichnung nicht sichtbar ist.
Die Lötlampe erwärmt somit einmal über den Kanal das Kühlwasser und zugleich werden die heißen Verbrennungsgase durch die Heißluftführung (1) zur Ölwanne des Motors geleitet, wo sie das Schmieröl erwärmen. Grundsätzliche Änderungen am Fahrzeug brauchen beim Einbau des Gerätes nicht vorgenommen werden.
An Material werden benötigt:
Etwa 1 m² Blech, 2 mm und 0,75 mm stark; Rohr 32 mm ∅; 1 Lötlampe, 2 Ltr.
Bereits durchgeführte praktische Versuche haben gezeigt, daß bei einer Außentemperatur von minus 10 — 12° C innerhalb von etwa 15 Minuten das Kühlwasser auf etwa 40° C erwärmt wurde. Damit trägt dieses einfach anzufertigende Gerät bedeutend dazu bei, die Herstellung der Einsatzbereitschaft der Kfz.-Technik im Winter zu beschleunigen.



Unsere Aufgabe

Warum traf er die Scheibe nicht?

1. Durch Unachtsamkeit beschädigte ein Soldat seinen Karabiner. Das Korn verschob sich um 0,75 mm nach rechts. Der Soldat maß diesem Vorfall keine Bedeutung zu. Beim Schießen der 2. Schulübung an einem der darauffolgenden Tage traf er, der sonst gut schoß, nicht einmal die Scheibe.
   Warum traf der Soldat nicht die Scheibe, obwohl er den Haltepunkt richtig wählte und das Visier richtig stellte?
2. *Berechnen des bestrichenen und des toten Raumes*
   a) Wie groß ist der bestrichene Geländeraum beim Schießen mit sMG bei einem Geländewinkel von ± 0 mit Visier 7 auf ein Ziel von 1,5 m Höhe, das auf einem Vorderhang mit einer Steigung von 0 bis 50 liegt?
   b) Wie groß ist der tote Raum beim Schießen mit sMG mit Visier 9 auf ein Ziel von 1,7 m Höhe hinter einer Deckung von 2,5 m Höhe?

Der letzte Einsendetermin (gerechnet wird das Datum des Poststempels) ist der 20. März 1957.

Die Lösungen unserer Aufgaben aus Heft I/1957 der „Armee-Rundschau"

Nr. 1 Die Tiefe des bestrichenen Visierraumes kann je nach dem Typ des Panzers 138 m oder 166 m betragen.

Nr. 2 Um auf 500 m Entfernung bei — 18° C und der dadurch entstehenden Verkürzung der Flugbahn das Ziel zu treffen, muß der lMG-Schütze mit Visier 5,5 schießen.

Nr. 3 Der Gruppenführer muß dem lMG-Schützen im Feuerkommando Visier 6 befehlen.

Für die richtigen Lösungen werden prämiiert:

mit 20,— DM Genosse H. Sowada, Dömitz/Elbe
mit 10,— DM Genosse R. Meinert, Plauen/Vogtl.

Eine Buchprämie erhalten:

Genosse R. Rother, Prenzlau
Genosse E. Brummundt, Oranienburg
Genosse Kl. Blössing, Plauen/Vogtland

Wir gratulieren! Besonders den Genossen der Grenzpolizei, die sich an unserem Wettbewerb beteiligten. Wir wünschen allen Genossen auch weiter viel Erfolg!

Die Redaktion



Er ist ganz anders

Von Oberleutnant Zazworka

Achten Sie auf meinen Daumen, Sie Klatscheimer! Auf! Hinlegen!" — So und ähnlich haben preußisch-deutsche Unteroffiziere jahrzehntelang die Menschenwürde der Soldaten mit Füßen getreten. Brutal versuchten sie, die Eingezogenen zu willenlosen, nichtdenkenden Rekruten zurechtzuschleifen, denn die waren ihnen und ihren Brotgebern am bequemsten. Manchen haben sie zur Verzweiflung, zum Selbstmord getrieben.

Es ist kein Wunder, daß auch in der Bundeswehr die gefürchteten Soldatenschinder wieder da sind. Die „Süddeutsche Zeitung" veröffentlichte am 6. Dezember 1956 den Brief eines Bundessoldaten, der einem Abgeordneten entrüstet über folgende Zustände schreibt:

„Als Wehrexperte Ihrer Fraktion möchte ich Ihnen meine ersten Eindrücke bei der Bundeswehr schildern. Schleifer Platzek von 08/15 feiert hier fröhliche Wiederauferstehung. Ich hatte einen normalen Haarschnitt als ich ankam; am zweiten Tag, als ich hier war, wurde ich bereits angeschrien mit den Worten: ‚Machen Sie, daß Sie zum Friseur kommen, und kommen Sie nicht unter Streichholzlänge wieder!'... Die Rekruten, die mit mir eingetreten sind, stehen eine halbe Stunde vor dem Wecken auf, aus Angst, sonst nicht fertig zu werden... Der Unteroffizier begrüßte uns mit den Worten, wir wollen hier keinen Verein wie die Franzosen aufziehen, hier geht es nach preußischem Muster..."

Das ist bei weitem kein Einzelfall, sondern viele andere Klagen von Soldaten der Bundeswehr laufen ein. Seien wir uns jedoch darüber im klaren: Die meisten Schikanen werden der Öffentlichkeit gar nicht bekannt!

Schleifer Platzek kann heute in Westdeutschland deshalb Wiederauferstehung feiern, weil für ihn der entsprechende militaristische Nährboden da ist. Wo Adenauer, Pferdmenges, Heusinger, Speidel und Wenck den Acker bestellen, da sprießen die Schleifer wie Pilze aus der Erde. Denn eine von Militaristen aufgebaute und geführte Armee wie die Bundeswehr — die für die Monopolkapitalisten und nicht für das deutsche Volk da ist — braucht den Kadavergehorsam (wie der Kutscher seine Peitsche), um die Soldaten in die gewünschte Richtung zu treiben. Kadavergehorsam erfordert aber Soldatenschinder, die Freude am Drillen und Schikanieren haben. Solche Typen hegt und pflegt man heutzutage in Bonn.

Dort aber, wo bei uns die Arbeiter und Bauern im Staat den Ton angeben, da fehlt für Platzek und seinesgleichen die Luft zum Atmen. Da kann nur derjenige Staatsbürger Offizier oder Unteroffizier sein, der — neben anderen eigenen Qualitäten — im Soldaten den Menschen achtet und den Soldaten entsprechend behandelt. Darüber wacht in den Truppenteilen vor allem die Partei.

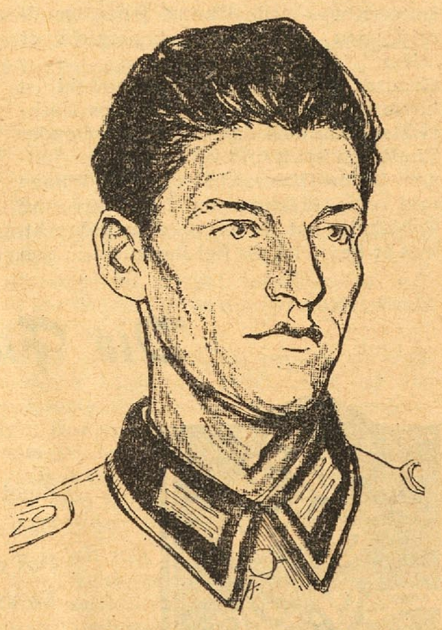
Die Soldaten unserer Volksarmee sind meist noch jung an Jahren. Sie kennen den gefürchteten Unteroffizier nicht mehr aus eigenem Erleben. Sie hörten davon oder haben über Soldatenschinderei in Büchern gelesen. In ihrem Dienst lernen unsere Soldaten einen anderen Unteroffizier kennen: *unseren* Unteroffizier. Er ist ebenso neu, wie vieles andere in unserer Republik, das sich auf dem fruchtbaren Boden unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht entwickelt hat und auch nur hier gedeihen kann. Auch daran wollen wir am Geburtstag unserer Nationalen Volksarmee denken.

Bei uns ist kein Soldat der Willkür eines Unteroffiziers oder anderen Vorgesetzten ausgeliefert. Bei uns ist der Unteroffizier Vorgesetzter *und* Kamerad der Soldaten. Stolz können wir das am Ende des ersten Lebensjahres unserer Armee feststellen. — Da, wo sich ein Unteroffizier noch Verfehlungen zuschulden kommen läßt, dort wird unsere Partei und dort müssen die Offiziere diesen jungen Vorgesetzten auf den richtigen Weg bringen.

Wir besuchten kürzlich einen unserer Unteroffiziere. Der Stabschef des Bataillons nannte uns neben anderen Namen von Unteroffizieren auch den des Genossen Oberfeldwebel Bojanowski. Kurz entschlossen entschieden wir uns für ihn. Denn wir sagten uns: In der Nationalen Volksarmee braucht man nicht zu suchen, um einen Unteroffizier zu finden, der mit den preußisch-deutschen Soldatenschindern nichts gemein hat.

Mit Lust und Liebe Soldat des Volkes — das ist Genosse *Oberfeldwebel Hans-Ullrich Bojanowski.* Er ist erst 22 Jahre alt, aber wir finden bei ihm neben einer reifen Einstellung zum Leben eine sehr ernste Auffassung vom Soldatenberuf.

Da ihm klar ist, warum unser Arbeiter-und-Bauern-Staat eine Armee braucht, ist für ihn alles wichtig, was dazu notwendig ist, eine kampfstarke Nationale Volksarmee zu schaffen. Bei ihm gibt es kein Übersehen sogenannter Kleinigkeiten. Jeden Soldaten, der die militärische Grußerweisung unterläßt, mahnt er an seine Pflicht. Und nicht etwa, weil er Freude daran hat, gegrüßt zu werden, sondern weil er die richtige Meinung vertritt, daß man hier anfangen muß, wenn man eine disziplinierte Armee schaffen will. Er weist den Nachlässigen darauf hin, sich zu rasieren und die mit Streichhölzern befestigten Knöpfe anzunähen. Dafür sorgt er ebenso, wie er fordert, daß jeder Befehl ordnungsgemäß ausgeführt wird.



Oberfeldwebel Bojanowski
Zeichnung: A. Jahn

Beim Genossen Oberfeldwebel Bojanowski gibt es keinen laschen Dienst. Sei es im Funkunterricht oder beim Dienstsport — stets verlangt er, daß sich jeder Soldat die erdenklichste Mühe gibt. Er weiß zwar, daß es leider noch Soldaten gibt, die denjenigen Vorgesetzten mehr schätzen, der oft beide Augen zudrückt und bei dem es etwas lässig zugeht. Über diese Vorgesetzten hört man manchmal, sie seien prima Kerle. Aber auf eine solche Meinung, die auf der Nachlässigkeit des Offiziers oder Unteroffiziers beruht, legt Oberfeldwebel Bojanowski keinen Wert. Er will aus seinen Soldaten abgehärtete, disziplinierte Kämpfer machen, die ihr Fachgebiet beherrschen und stets für unsere gerechte Sache eintreten. Das ist seine Pflicht als Unteroffizier, und die Sol-

daten werden es ihm früher oder später danken, daß er ihnen wirklich etwas beigebracht hat.

Wir stimmen auch voll und ganz dem zu, was uns Genosse Bojanowski von einem anstrengenden Orientierungsmarsch erzählte: „Erst schimpften einige. Aber zum Schluß freuten auch sie sich, daß sie durchgehalten und etwas geleistet hatten. Die Soldaten wollen das, und sie freuen sich letzten Endes, wenn sie rangenommen werden und zeigen dürfen, was sie können."

„Man soll vom Soldaten soviel fordern, wie man selbst vormachen und aushalten kann." Diese Worte sind für Genossen Oberfeldwebel Bojanowski charakteristisch. Denn an sich selbst stellt er die größten Anforderungen. Wir merkten es bereits an seinem exakten Auftreten, als wir ihn zum ersten Mal sahen. Und ob beim Sport oder im Unterricht — jede Übung, jeden Handgriff, den er verlangt, beherrscht er selbst.

Genosse Oberfeldwebel Bojanowski ist heute in der Lehrkompanie eines Nachrichtenbataillons als stellvertretender Zugführer tätig und vermittelt hier jungen Unteroffiziersschülern sein Wissen und seine Erfahrungen. Mit Fleiß und Zähigkeit hat er es zu dem gebracht, was er heute ist. Es fiel ihm nicht in den Schoß. Vor seinem Eintritt in die bewaffneten Kräfte war er drei Jahre Malerlehrling. Heute ist er ein qualifizierter Funker. Er war im vergangenen Jahr sogar der Kapitän der 2. Funkmannschaft unserer Armee, die sich am Republikausscheid der Funker als Gast beteiligte. Aber nicht nur auf seinem Fachgebiet leistet er Vorbildliches. Auch am Politunterricht beteiligt er sich mit Interesse — das versicherte uns der Politstellvertreter des Bataillons. Genosse Bojanowski kann heute mit Recht sagen: „Ich habe meine Zeit in der Armee nicht nutzlos durchgebracht."

Wir interessierten uns dafür, wie er mit dem Zugführer und den drei Gruppenführern zusammenarbeitet: Ein kumpelhaftes Duzverhältnis gibt es bei ihm nicht, aber dafür gegenseitige Unterstützung. Von den drei Gruppenführern des Zuges fordert er Unnachsichtigkeit gegenüber nachlässiger Dienstverrichtung oder Verstößen gegen die Disziplin. Ebenso sorgt er sich auch darum, daß den Unteroffiziersschülern der gesamte Lehrstoff leicht faßlich und anschaulich vermittelt wird.

Hat einer seiner Untergebenen persönliche Sorgen, so ist Oberfeldwebel Bojanowski jederzeit dazu bereit, tatkräftig zu helfen. Wir konnten uns außerdem davon überzeugen, wie sehr er trotz seiner Strenge ein ehrverletzendes Verhalten des Vorgesetzten gegenüber den Soldaten verabscheut. Sein Bestreben ist es immer, dem Menschen die gebührende Achtung entgegenzubringen.

Genosse Oberfeldwebel Bojanowski hat es nicht leicht. Mit seiner Frau bewohnt er seit zwei Jahren ein Zimmer mit einer Fläche von 17 Quadratmetern. (Denn am Dienstort sind trotz vieler Neubauten noch viele andere Wohnungssuchende.) Diese Wohnverhältnisse und den schlechten Gesundheitszustand seiner Frau muß man berücksichtigen — dann wird man die pflichtbewußte Tätigkeit dieses Oberfeldwebels doppelt schätzen. Es gehört dazu eine sehr ernste Auffassung von unserem Soldatenberuf, ein Pflichtgefühl, von dem mancher lernen kann.

Bis zum Herbst 1958 reicht die vorläufige Verpflichtung des Genossen Oberfeldwebel Bojanowski. Zu diesem Zeitpunkt wird unsere junge Armee anderthalb Jahre älter — und vor allem noch kräftiger sein. Das erreichen wir bestimmt. Neben Genossen Oberfeldwebel Bojanowski werden unter anderem unsere vielen tüchtigen Unteroffiziere dabei ein gewichtiges Wort mitreden.

Die Fabel von den zwei Fässern

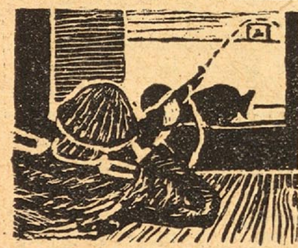
Von Iwan A. Krylow




Zwei runde Fässer rollten auf der Straße.
Das eine war mit Wein gefüllt und schwer.
Das andre hüpfte leicht wie eine Blase.
Es war genau so groß, doch war es leer.




Das volle Faß, gemessen und bedächtig,
Schob leise an den Menschen sich entlang.
Das leere aber dröhnte laut und mächtig,
So daß man ängstlich aus dem Wege sprang.




Das eine Faß, das still und lautlos rollte,
Versprach Gewinn und hatte hohen Wert.
Das andere, das lärmte und das tollte,
War leicht und leer und deshalb nicht begehrt.




So sind auch meistens alle, die nur Hüllen,
Die prahlerisch auf ihre Taten zeigen.
Die großen Menschen schaffen ganz im Stillen.
Es spricht ihr Werk. Sie selber aber schweigen.

Rund um den Ausgang

Die Geschmäcker sind verschieden. Auch hinsichtlich des Ausganges und der damit zusammenhängenden Dinge. Jeder verlebt den Ausgang auf seine Weise. Die meisten Soldaten haben gesunde Auffassungen von der Gestaltung ihrer Ausgangszeit. Manche aber wandeln auf falschen Wegen. Welche Wege das sind, und warum sie falsch sind, darüber läßt sich sprechen. Das soll hier geschehen unter dem Motto: Rund um den Ausgang.

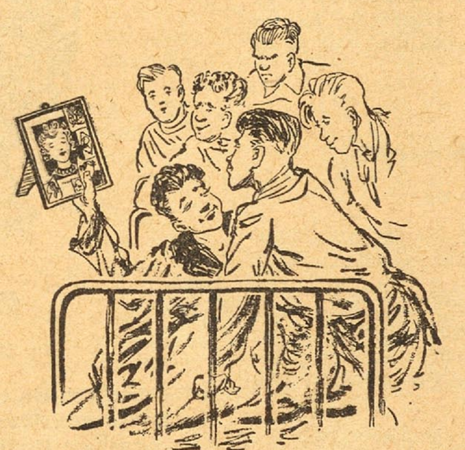
Nachstehend veröffentlichen wir die ersten sehr verschiedenen und individuellen Meinungen zu dieser Thematik. Diese Beiträge geben darüber Aufschluß, was unsere Soldaten im Zusammenhang mit dem Ausgang bewegt. Die kurze Bitte der Redaktion dazu lautet: Lesen Sie aufmerksam und teilen auch Sie uns Ihre Auffassung mit — schriftlich mit einigen Zeilen an die Anschrift der Redaktion „Armee-Rundschau", Strausberg I, Postamt I, Postschließfach 7986!

Soll der Soldat eine feste Freundin haben?

Von Gefreiter Funk

Erstaunt und erfreut waren wir Genossen der Einheit Sch., als wir feststellten, daß sich die „Armee-Rundschau" auch mit solchen Problemen beschäftigt, über die zwar im Schlafsaal geflüstert wird (dazu noch in unfeiner Weise), aber wofür sonst wenig getan wird, um sauber aufzuklären.

Wir Soldaten sind alle so im Alter von 18 bis 22 Jahren, in einem Alter also, in dem man noch geistig reift, aber doch schon Verlangen nach dem hat, was man Liebe nennt. Die Jungen außerhalb der Armee sind täglich zu Hause. Sie arbeiten mit dem Mädel in einem Betrieb. Abends trifft man sich im Dorf, in der FDJ-Gruppe oder im Tanzsaal. Mädels sind also ständig da. Beziehungen bahnen sich an.



Wir Soldaten aber sind zwei Jahre oder noch mehr von zu Hause weg. Teilweise befinden sich unsere Objekte in Gegenden, wo man von Mädchen nicht viel sieht. Wie steht es da mit den Beziehungen zu Mädchen?

In meiner Einheit ist ein Soldat, welcher an das Jugend-Magazin schrieb, um durch Vermittlung ein Mädel kennenzulernen. Bald flatterten diesem „stolzen" Genossen viele Briefe auf den Tisch. Manche Mädel hatten ein Bild mitgeschickt. Was tat aber der Soldat? Er machte sich über die Briefe lustig und gab mit den Mädchenbildern an. Er wollte nur eben mal sehen, ob er Antwort bekäme.

Was tat dieser Genosse falsch? Die Mädel, die diese Bilder schickten, sind bestimmt solche, die sich eben nicht auf dem Tanzsaal einen Freund suchen. Um so enttäuschter sind sie, wenn sie wissen, daß man nur über sie lacht. Sicher gibt es auch bei euch Soldaten, die so handeln.

Außerdem trifft man Genossen an, die sich einfach bei einem anderen die Adresse eines Mädels abschreiben und dann dem Mädel aufdringliche Briefe schreiben. So etwas spricht sich schnell herum und wirft kein gutes Licht auf uns.

Viele Soldaten haben in der Brieftasche kitschige Bilder von Schauspielerinnen, die sie bei jeder Gelegenheit zeigen. Ist es nicht schöner, das Bild deiner Freundin bei dir zu haben, wo du beim Anblick weißt: dieses Mädel wartet auf dich?

Man merkt also, verschiedene Genossen suchen einen Anschluß an ein Mädel, doch gehen sie den falschen Weg. Wir, die ein Mädel zu Hause haben, sollten uns ruhig mit den anderen über das Problem Freundin unterhalten. Da braucht man keine zotigen Witze zu reißen, sondern wir sagen offen, daß wir in der Liebe etwas Schönes und Sauberes sehen.

Das Problem „Soll der Soldat eine Freundin haben?" ist meiner Meinung nach nur individuell zu behandeln. Es gibt Soldaten, die eine Freundin haben und sich auf jeden Brief riesig freuen. Sollte die Post allerdings einmal aussetzen, so verlieren sie jegliche Lust am Dienst. Sie geben der Soldatenzeit die Schuld an dem Zerwürfnis.

Aber durch die Trennung erfahren wir ja gerade, ob man mit der Freundin wirklich zusammengehört. Also ist die Trennung durch das Soldatenleben nicht schlecht, sondern gut und eine Prüfung. Das ist meine Meinung. Bei einer zweijährigen Dienstzeit mit normalem Urlaub besteht also keine Gefahr, daß dir dein Mädel „untreu" wird, wenn sie dich liebt.

Man soll sich natürlich nie zu früh binden. Wenn man es aber tut, dann ist eine solche vorübergehende Trennung sogar fördernd. Warum? Bei einer allzufrühen Bindung lebt man sich teilweise durch das dauernde Zusammensein auseinander. Natürlich ist das nicht immer so. Aber wie oft kommt es vor!

Bist du aber Soldat, dann wirst du Gewißheit bekommen, ob dein Mädel dir treu ist oder nicht. Ist man verheiratet und hat Kinder, so ist natürlich eine lange Trennung über Jahre ungesund und fördert nicht das Familienleben. Die Fälle des Auseinandergehens der Ehe aus diesem Grund sind bekannt.

Ein ernstes Wort

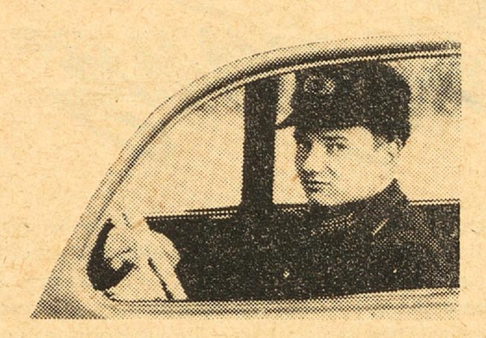
Von Unteroffiziersschüler Planert

Jeder von uns wird schon einmal festgestellt haben, daß es immer noch Genossen in den Reihen der Nationalen Volksarmee gibt, die nicht wissen, wie sie sich in der Öffentlichkeit zu verhalten haben. Manche Genossen betrinken sich, andere wieder benehmen sich flegelhaft gegenüber der Bevölkerung. Das wirkt sich oft sehr schädlich aus.

Meine Meinung ist: Mit solchen Genossen muß man ein ernstes Wort sprechen und sie darauf hinweisen, daß es ganz und gar nicht der richtige Weg ist, den sie einschlagen.

Selbstverständlich kann und soll sich jeder den Urlaub oder Ausgang froh gestalten. Ich persönlich trinke auch gerne ein Glas Bier. Aber ich weiß, wieviel ich trinken kann, und werde auch nicht zuviel trinken.

Denn jeder Soldat muß zu jeder Zeit einsatzbereit sein. Jeder wird schon festgestellt haben, daß der Imperialist uns nicht in Ruhe läßt. Wir sehen es an den Taten der Spione, die vom Imperialismus gut bezahlt werden und den Auftrag erhalten, unseren Aufbau zu stören. Wollen wir darum wachsam und einsatzbereit sein. Auch beim Ausgang wollen wir das nicht vergessen.



In ein nettes Lokal

Von Gefreiter Dietzel

Ja, die Möglichkeit zum Ausgang ist da, und wir Kraftfahrer nutzen sie auch aus. Mit zwei oder drei Mann von der Stube gehe ich in ein ordentliches Lokal, wo sich keine verrufenen Gestalten herumdrücken. Es gibt da am Dienstort einzelne nette Gaststätten. Wir bestellen uns dann gemeinsam eine Flasche Wein, tanzen und verbringen so einen gemütlichen Abend.

Meist kommt man erst spät aus dem Objekt heraus, denn schließlich muß der Wagen erst abgestellt und sauber gemacht werden.

Für das Theater interessiere ich mich durchaus. Auch hätte ich mir gern die Sendung „Da lacht der Bär" einmal angesehen. Aber der Dienstablauf bringt unvorhergesehene Fahrten mit sich. Da weiß man nie genau, selbst wenn Karten für das Theater bestellt wurden, ob man auch hingehen kann.

Ein kleiner Stein am Wege

Von Unteroffiziersschüler Röske



Wenn ein Soldat ein Mädel kennenlernt, das ihm gefällt, so sollte er ruhig mit ihm zusammenbleiben. Man muß sich ja nicht immer sofort heiraten oder verloben. Aber eine reine Freundschaft gibt viel.

Manche Genossen werden sagen: „Wenn ich jetzt mit einem Mädel gehe und ich werde versetzt, dann ist es aus." Aber wodurch kommt das? Meistens liegt es an den Jungen selbst. Sie handeln dann oft nach dem Sprichwort „Andere Städtchen — andere Mädchen". Natürlich gibt es auch von seiten verschiedener Mädchen solche Leichtfertigkeit.

Aber meine Meinung ist — und darin werden mir viele Genossen Recht geben —, daß eine längere Trennung gleichzeitig eine Prüfung für das Mädchen und für den Jungen ist. Ist das Mädchen charakterfest, so wird es warten. Der Junge aber wird merken, ob er mit dem Mädchen zusammenbleiben kann oder nicht.

Viele unserer Genossen kannten ihre Freundin, Verlobte oder Frau schon vor dem Eintritt in die Nationale Volksarmee. Auch ihnen wird es schwergefallen sein, sich von den Angehörigen vorübergehend trennen zu müssen. Es gibt Genossen, die ihre Angehörigen oder Freundin fern vom Standort haben. Es gibt Genossen, deren Angehörige oder Freundin im Standort oder dessen Umgebung sind. Viele Genossen haben noch keine feste Freundin. Sie bewegt die Frage: Wie kann man nun als Soldat ein anständiges Mädel kennenlernen?

Meistens lernt man sich auf dem Tanzsaal kennen. Aber hier liegt ein kleiner Stein im Weg. Lernt ein junger Mann ein Mädel kennen, so bringt er es anstandshalber nach Hause. Unsere Soldaten müssen dann aber den halben Tanzabend opfern. Denn wie sieht es aus? Der Tanz geht meistens bis 24.00 Uhr oder 1.00 Uhr. Bei uns gibt es aber mittwochs und sonntags nur bis 23.00 Uhr und sonnabends bis 1.00 Uhr Ausgang. Ich finde, daß das ein bißchen zu kurz ist.

Will man einmal ins Kino gehen, so muß man spurten, um zur rechten Zeit im Objekt zu sein. Die Freundin muß dann allein nach Hause gehen. Das bringt natürlich Mißstimmung auf beiden Seiten.

Mein Vorschlag wäre, daß man den Ausgang an den Ausgangstagen um je eine Stunde verlängert. Mit einer solchen Verlängerung des Ausganges wäre vielen Genossen die Möglichkeit gegeben, sich den Ausgang angenehmer zu gestalten.



Keine Langeweile

Von Unteroffiziersschüler Köhler

Es ist wirklich ein heißes Eisen, das Problem der Gestaltung des Ausganges. Wenn es nach mir ginge, könnte ich jeden Tag ausgehen! Bestärkt wird dieser Gedanke noch dadurch, daß ich in meinem Heimatort stationiert bin. Dadurch kann ich schnell einmal nach Hause huschen, und, ehrlich gesagt, ich nutze diese Gelegenheit auch aus.

Als leidenschaftlicher Anhänger moderner Tanzmusik verbringe ich daher oft einige Stunden meines Ausganges vor dem Radio. Selbstverständlich gehe ich auch, wie wohl jeder junge Mensch, gern bummeln; und daß dieser Bummel nicht „trocken" bleibt, ist wohl klar. Unter dem „Nicht-trockenbleiben" verstehe ich aber keineswegs, daß man sich übermäßig betrinkt und dann auf allen Vieren ins Objekt zurückkommt. Ein lustiger Abend in einer netten Gaststätte ist meiner Meinung nach besser als ein Saufabend, dessen Auswirkungen noch am anderen Tage zu spüren sind. Oft sehe ich mir auch einen guten Film an oder besuche einen Vortrag, der ein Problem behandelt, das mich interessiert.

Über Langeweile im Ausgang kann ich mich also nicht beklagen, und oft, ja leider zu oft, muß ich feststellen, daß die Zeit zu schnell verflossen ist.

Zur charakterlichen Erziehung der Soldaten

I. TEIL

Von Dipl.-Psych. Dr. phil. Schunk

Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß die moderne Kriegstechnik mit ihren vollautomatischen Waffen und Geräten, Düsenbombern, interkontinentalen Raketen, atomaren und bakteriologischen Vernichtungsmitteln den Menschen zu einem bloßen Anhängsel der „Kriegsmaschinen“ herabgesetzt habe. Es ist eine völlig falsche Meinung, daß der persönliche Anteil des Soldaten an einem eventuellen Kampfgeschehen u. a. lediglich im Drücken auf Auslösungsknöpfe — irgendwo weitab in einem tiefen Betonbunker — bestünde.

Und fast immer verbindet sich mit solchen Vorstellungen die Auffassung, zur Befehlsausführung genüge eine Vielzahl auf mechanische Handgriffe gedrillter Soldaten, während Mathematiker zu Feldherren und Techniker zu Offizieren werden. Natürlich sehen die westlichen Vertreter dieser atomzeitalterlichen Version des Kadavergehorsams einem zukünftigen Krieg nicht so problemlos entgegen, wie dies hier vereinfacht ausgesagt wurde Doch man meint, auf die besonderen Eigenschaften des kämpfenden Menschen in der modernen Kriegführung verzichten zu können.

Aber trotz aller modernen Technik und Kriegführung *ist und bleibt stets der Mensch* der Träger des Kampfgeschehens. In kleineren Verbänden und Gruppen als bisher zusammengefaßt wird er operieren, meist nur durch sparsamste optische und funktechnische Signale gelenkt. Neben den oftmals an die Grenze der Leistungsfähigkeit heranreichenden körperlichen Strapazen stellen die Beherrschung und der Einsatz der eigenen Waffen und Geräte und nicht zuletzt die Feindeinwirkung außerordentlich hohe Anforderungen an die Persönlichkeit des Kämpfers.

Das Problem

Unter diesem Gesichtspunkt gesehen wird ein Problem in seiner Bedeutsamkeit hervorgehoben, welches täglich vor den Vorgesetzten aller Dienstgrade in den sozialistischen Streitkräften steht: Die Formung des Charakters jedes einzelnen unserer Soldaten.

Der große sowjetische Militärpädagoge M. W. Frunse forderte von seinen Kommandeuren immer wieder, daß der politisch-moralischen Erziehung der Rotarmisten eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken sei. Er meinte damit letztlich auch die Einwirkung des Vorgesetzten auf den Charakter des einzelnen Armeeangehörigen, die Formung und Prägung des Charakters mit militärpädagogischen Methoden, damit in jedem Soldaten jene Charakterzüge eine Förderung und Festigung erfahren, die ihm den restlosen Einsatz seiner Kräfte und seines Könnens während der Ausbildung und Übung, besonders aber im Ernstfall ermöglichen. Diese aus der harten Wirklichkeit der Interventionskriege abgeleiteten Erfahrungen haben selbstverständlich gleiche Gültigkeit für die militärische Erziehung in unserer Nationalen Volksarmee; denn schließlich ist es der Sinn aller militärpädagogischen Maßnahmen, unsere Soldaten auf den Ernstfall vorzubereiten, wenn auch die Aufgabe einer sozialistischen Armee in erster Linie darin besteht, durch ihr Vorhandensein diesen Ernstfall zu verhindern.

Aber — Hand aufs Herz —, Sie Gruppen- oder Zugführer, Sie Kompanieführer oder Bataillonskommandeur, wenden Sie sich während der taktisch-technischen Ausbildung oder während der politischen Wissensvermittlung und andersartigen Unterrichtstätigkeit stets auch zugleich der charakterlichen Erziehung Ihrer Soldaten zu?

Vor allem kann man noch eine gewisse Unsicherheit bei einer Reihe von Unteroffizieren und Offizieren gegenüber den Fragen der charakterlichen Erziehung ihrer Untergebenen beobachten, und ich habe den Eindruck gewonnen, daß dieser Unsicherheit besonders drei Ursachen zugrunde liegen:

a) ein zu geringer Erfahrungsschatz an Menschenkenntnis,

b) die Unkenntnis von Gesichtspunkten, unter denen der Charakter eines Menschen beurteilt werden kann,

c) mangelhafte pädagogische Fertigkeiten und Fähigkeiten, um auf den Charakter des Untergebenen verändernd einwirken zu können.

Dies ist auch oft gar nicht anders zu erwarten, denn unsere Unteroffiziere und Offiziere, die in unmittelbarem militärpädagogischem Kontakt mit unseren Soldaten stehen, sind vorwiegend junge Menschen. Sie neigen kaum dazu, ohne Anleitung und im stillen Kämmerlein über den menschlichen Charakter und seine Entstehung und über pädagogische Probleme nachzugrübeln.

Was ist der Charakter?

Wir wollen versuchen, einige Grundlagen, Hinweise und Anregungen für die Praxis der charakterlichen Erziehung unserer Soldaten zu geben und knüpfen dabei an unsere Ausführungen im Heft 2/56 der „Armee-Rundschau“ („Was der Vorgesetzte beim Studium seiner Untergebenen wissen und beachten muß“) an. Fragen wir zuerst nach dem Gegenstand unseres militärpädagogischen Bemühens: Was meinen wir, wenn wir vom Charakter eines Soldaten sprechen?

Man versteht unter dem Begriff des Charakters schlechthin *die Gesamtheit der Wesenszüge* eines Menschen.

In jeder Arbeit und in jedem sonstigen Tätigsein treten beim einzelnen charakteristische Eigenarten hervor. Wenn wir feststellen, daß diese Eigenarten *typische Verhaltensweisen* für den betreffenden Soldaten sind, die wir immer wieder bei ihm beobachten können, und er sich gerade durch diese Eigenarten von anderen unterscheidet, so treffen wir auf *Wesenszüge einer Persönlichkeit.*

Ein Vorgesetzter z. B. stellt bei dem Genossen Soldaten Müller peinliche Ordnung in den persönlichen Sachen und in der Dienstkleidung, Gründlichkeit in der Waffenpflege und unbedingte Zuverlässigkeit bei der Ausführung gegebener Befehle und Aufträge fest. Schriftliche oder meßtechnische Aufgaben führt er stets sauber und ordentlich aus. Der Vorgesetzte beobachtet auch, daß sich der Genosse Müller in der Freizeit bemüht, ihm unklar gebliebene Fragen des Politunterrichtes oder anderer Stoffgebiete zu klären. Der Vorgesetzte kann deshalb aus den einzelnen Tätigkeiten und Verhaltensweisen neben anderen eine Charaktereigenschaft des Genossen Müller verallgemeinern: Gewissenhaftigkeit.

Es gehört nun, wie schon gesagt, zur Eigenart der Charaktereigenschaften, daß sie *immer wieder* im Tätigsein und Verhalten des einzelnen hervortreten. Gleichsam als eine *Grundrichtung* bestimmen diese Charaktereigenschaften in den meisten Fällen das Tätigsein und Verhalten eines Menschen. Sie geben damit eine, wenn auch begrenzte Möglichkeit, dieses Tätigsein und Verhalten des einzelnen im voraus einzuschätzen und danach zum Beispiel den Einsatz eines Soldaten für besondere Aufgaben zu bestimmen. Damit soll aber keinesfalls zum Ausdruck gebracht werden, daß die positiven oder negativen Charaktereigenschaften unveränderlich und starr durch ein Leben hindurch das menschliche Tun und Handeln bestimmen. Es ist vielmehr durch eine entsprechende Erziehung durchaus möglich, die charakterlichen Eigenschaften zielgerichtet zu formen und zu prägen.

(Dieser Beitrag wird in unserer nächsten Nummer fortgesetzt.

Die Redaktion.)



Wenn Du Ausgang hast ...

Das letztemal hatten wir Genossen Höflich bis zu dem Zeitpunkt begleitet, als seine Freundin Waltraud mit der Straßenbahn eintraf. In dieser Nummer wollen wir uns dem zweiten Teil des Ausganges zuwenden.

Aber wohin soll es gehen? Zum Tanz, in die Innenstadt zu einem kleinen Bummel oder zu einem interessanten Vortrag im Rathaussaal? Es gibt überall Möglichkeiten, die Ausgangsstunden nett und froh — und doch so zu verleben, daß man seiner Uniform keine Schande macht.

Da Genosse Höflich eine Freundin hat, trägt sein Ausgang ein besonderes Gepräge. Denn da will er seiner Waltraud entsprechend ihren Wünschen etwas bieten. Er weiß, daß es nicht nur nach seinem Kopf gehen kann. Jeder höfliche Mann respektiert die Wünsche und Interessen seiner Freundin oder Frau. Trotzdem muß jeder Soldat wissen, daß er z. B. seinen Ausgang nicht in jeder Gaststätte verbringen kann. Es gibt auch in unserer Republik noch einige Lokale, Kneipen, die wir als Armeeangehörige meiden wollen. In jedem Standort sind sie bekannt und genießen einen schlechten Ruf. Es schadet schon unserem Ansehen, wenn wir uns dort aufhalten. Außerdem kommt es gerade in diesen Kneipen leicht zu unliebsamen Zwischenfällen.

Ein Kinobesuch wäre heute eigentlich für Genossen Höflich und seine Freundin das passende. Jetzt wird doch der deutsch-französische Gemeinschaftsfilm „Till Ulenspiegel" gespielt. Aber wenn man nur wüßte, in welchem Kino? Ob es vielleicht der Genosse Unterkommissar dort an der Litfaßsäule sagen kann? Eine Frage kostet ja nichts!

Mit einem militärischen Gruß tritt Gefreiter Höflich zu dem Genossen von der Volkspolizei. Erfreut und auch ein wenig erstaunt erwidert dieser den Gruß. Denn es kommt nicht oft vor, daß sich die Angehörigen der Volkspolizei und der Nationalen Volksarmee gegenseitig grüßen. Warum eigentlich? ... Wir alle gehören doch zu den Schutzorganen unserer Republik, und einer wie der andere steht mit der Waffe auf einem verantwortungsvollen Platz. Zwischen uns, der Volksarmee, und den anderen bewaffneten Organen der DDR ist eine feste Waffenbrüderschaft notwendig. Sie hat bereits einmal, am 17. Juni 1953, eine Bewährungsprobe bestanden, und die Ereignisse in Ungarn lehren uns, wie verhängnisvoll es für die werktätige Bevölkerung ist, wenn es der Konterrevolution gelingt, Angehörige der bewaffneten Organe eines volksdemokratischen Staates gegeneinander auszuspielen.

Darum wollen wir uns, beginnend beim gegenseitigen Grüßen, immer kameradschaftlich verhalten. In unserem Staat wollen wir restlos mit der schlechten Tradition des kapitalistischen Deutschlands brechen, wo die Armee geringschätzig auf die Polizei blickte und umgekehrt ...

Aber zurück zu unserem Genossen Unterkommissar an der Litfaßsäule. Er weiß tatsächlich Bescheid und erklärt dem Fräulein Waltraud und unserem Gefreiten Höflich den Weg zum „Capitol". Sie haben Glück, es gibt noch Karten für einzelne gute Plätze ...

Nach zwei Stunden stehen beide beeindruckt und versonnen vor dem Kino. Sie haben das Bedürfnis, sich über diesen Film eingehend auszusprechen. Denn es gab wirklich herrliche, begeisternde Szenen, aber es war auch manches dabei, was nicht so richtig gefiel.

Genosse Höflich kennt in der Nähe eine nette HO-Gaststätte. Im „Waldschlößchen" bekommt man vielleicht noch einen Platz.

Es war auch so. Während unser Freund als erster die Gaststube betritt und die Hand zum Gruß an die Mütze legt, sieht er ganz hinten noch einen freien Tisch. Er voraus und sie hinterher, so steuern sie zwischen den anderen Tischen hindurch ... Jeder Mann hat nämlich *deshalb* vor der Frau oder Freundin die Gaststätte zu betreten, weil er als erster den Raum überblicken soll, um festzustellen, ob man auch hierbleiben kann und einen Platz findet. Der Mann geht dann auch als erster zu dem Tisch, an welchem einige Stühle nicht besetzt sind, und erkundigt sich: „Gestatten Sie, sind die Plätze noch frei?" — Die Höflichkeit zeigt sich hier gerade darin, daß man als Mann die Initiative ergreift und für die Freundin oder Frau einen Sitzplatz sucht.

Genosse Höflich hilft dann seiner Waltraud aus dem Mantel und bringt auch seinen Uniformmantel am Garderobenständer unter. Nachdem sich die beiden am Tisch niedergelassen haben, dauert es zwar etwas lange — aber schließlich kommt der Ober doch. Ein Weilchen kann man schließlich warten, und wenn es zu lange dauert, so wird der Ober im ruhigen Ton höflich darauf hingewiesen, daß man bedient zu werden wünscht. Nur ein ungehobelter Klotz brüllt durch die ganze Gaststätte nach dem Ober.





Als sich nun der Ober nach den Wünschen erkundigt, handelt Genosse Höflich keinesfalls nach der Devise der Großmäuligen: Wir haben Geld — was kost' die Welt? Bescheidenheit ziert den Armeeangehörigen. Er läßt keine Batterien Schnaps oder Bier anfahren und bestellt auch nicht Unmengen der verschiedensten Speisen. Maß halten — das ziert alle, vom Soldaten bis zum Offizier, und das dient der Ehre und Würde unserer Volksarmee ...

Der Ober bringt die bestellte Flasche Wein. Dabei läßt es sich gut plaudern. Worüber sich die beiden unterhalten? Aber, aber ... Wir hören natürlich nicht zu.

Vom Nebentisch beobachten wir jedoch mit Freude, daß sich Genosse Höflich den ganzen Abend wirklich so benimmt, wie es sich gehört. Er lümmelt sich nicht auf den Tisch, schaukelt auch nicht mit dem Stuhl, und seine Beine streckt er auch nicht flegelhaft unter den Tisch hindurch.

Dann steht Genosse Höflich auf. Er geht zum Garderobenständer und zieht sich an. Wir blicken auf unsere Uhr: Es ist 22.15 Uhr. Ja, ja, als Soldat freut man sich zwar auf jeden Ausgang — aber da läßt man sein Pflichtbewußtsein nicht in der Kaserne zurück, sondern da weiß man, wann man aufzubrechen hat, um rechtzeitig im Objekt zu sein.

Genosse Höflich bringt nun Waltrauds Mantel galant zum Tisch und ist ihr beim Anziehen behilflich. Das ist richtig, weil sich die Garderobe in der Nähe des Tisches befindet. Im anderen Fall wird man gemeinsam zur Garderobe gehen, und dort kann es oft angebracht sein, daß der Mann der Frau zuerst in den Mantel hilft.

Genosse Höflich bringt seine Freundin nun noch schnell nach Hause, und dann geht es rasch zurück zur Kaserne. Die Einsatzbereitschaft erfordert das, und der morgige Tag mit seinen Anstrengungen braucht einen ausgeruhten Soldaten ...

Zaz

Auch Lieder und Gedichte sind eure Waffen

Von Nationalpreisträger Kuba

Ich sehe uns durch die vorböhmische Stadt Reichenberg marschieren. Genosse Fürnberg hatte uns einige Verse mit auf den Weg gegeben:

So hat im großen Manifest uns Karl [Marx gelehrt,
daß uns — wenn wir gemeinsam geh'n,
daß uns — wenn wir zusammensteh'n,
die ganze Welt gehört:

Denn wir kämpfen vereint,
und wir siegen vereint,
und wir haben nur einen einzigen [Feind:
den Fa — schismus!

Das wurde nicht gesungen, das riefen wir im Takt wie eine Parole. Das dichterische Wort hatte sich die marxistische Theorie zu eigen gemacht. Es lehrte sie von den Bühnen der Gasthöfe und von Lastautos. Das Gedicht wurde neben dem Massenlied in der Demonstration als Waffe mitgetragen.

Ihr aber, junge Soldaten, tragt wirkliche Waffen und habt scheinbar diese „steinzeitlichen" Werkzeuge des revolutionären Kampfes nicht mehr nötig.

Seid ihr euch dieser Sache ganz sicher?

Jene Jugend, die damals ideologisch-künstlerische Mittel als Waffe auf die Straße trug, hätte auch richtige Gewehre auf die Schultern genommen und gebraucht, wenn es nötig geworden wäre und wenn sie welche gehabt hätte. Sicher hätte sie diese nicht so sachkundig zu verwenden gewußt, wie ihr heute. Aber diese Jugend hätte das Gewehr schnell genug meistern gelernt, wie es später die Spanienkämpfer bewiesen.

Der Gebrauch jener anderen ideologischen Waffe aber erlernt sich nicht so leicht, wie der Gebrauch eines Gewehres. Trotz guter militärischer Ausrüstung ist man heute also nicht unbedingt jener mit Pflastersteinen und Liedern kämpfenden Jugend von damals überlegen. Trotz tausendfach besserer Vorbedingungen besteht hier ein Manko.

Die Armee ist jung, ist gerade ein Jahr alt. Sie marschiert gut, kreuzt schon ausgezeichnet auf der See und beginnt den Luftraum unseres sozialistischen Teil Deutschlands unter ihre silbernen Fittiche zu nehmen — bereit, unsere Deutsche Demokratische Republik zu verteidigen. Während ihr, liebe Genossen, immer besser eure Waffen gebrauchen lernt, wollen wir Schriftsteller sorgen helfen, daß ihr sie nie gebrauchen müßt.

Bewaffnet euch also, um den Frieden zu sichern, nicht nur mit dem Gewehr, sondern auch mit Liedern und Gedichten, kämpft mit den Mitteln, die euch der Arbeiter-und-Bauern-Staat in die Hand gibt, und mit den Mitteln der jungen Garde aus kapitalistischen Zeiten. Es beginnt mit dem Massenlied.

Vor einiger Zeit sprach ich mit einem bekannten westdeutschen Schriftsteller über die Eigenschaften der Soldaten unseres sozialistischen Landes. Kein Barras! Und da marschierte eine Wachmannschaft heran: „... zwei, drei, vier ... hein Mann hein Mann, so fest wie eine Eiche." Unser humanistischer Schriftsteller lächelte nachsichtig. Die Diskussion war beendet.

Richtig singen ist sicher nicht unmilitärisch. Um im Tritt zu bleiben, braucht man nicht vier Ziffern zu brüllen. Nicht alles, was in früheren Zeiten üblich war, ist Kulturerbe.

Eine Trommel kann den Takt angeben. Vielstimmig und gut zu singen, muß man üben. Die Sowjetsoldaten können es. Gutes Singen ist auch in Deutschland zu Hause.

Ich kann mir vorstellen, liebe Genossen, daß ihr zuweilen in ein Dorf kommt und Rast macht. Euer Singen und eure kulturelle Selbstbetätigung wird die Bevölkerung um euch sammeln. Indem ihr euch mit den guten Dingen des Lebens befaßt und die Bevölkerung ein wenig an ihnen teilhaben laßt, entsteht eine Freundschaft neuer und guter Art zwischen ihr und euch, den Verteidigern. Wie oft habt ihr Soldaten den werktätigen Menschen bei der Arbeit geholfen. Warum solltet ihr nicht miteinander die Freude teilen? So würde der Waffenträger zugleich auch zu einem Kulturträger. Solche Soldateneinheiten, wie ich sie schilderte, würden, innerlich bereichert, größere Anziehungskraft auf die Jugend ausstrahlen. Jedes festgefügte Kollektiv strahlt Anziehungskraft aus. Noch besser als Offiziere, die ausgehen, junge Menschen für die Armee zu werben, wirken Einheiten von Soldaten, die bei der übrigen Jugend Sehnsucht zu erwecken vermögen: So wie die, möchte ich auch sein. Zu denen möchte ich auch gehören.

Wenn aber die Einheiten solch ein Gesicht haben sollen, muß dieses Gesicht in den Kasernen gebildet werden. Das Parteimitglied, der Agitator, der Propagandist, ja, jeder Offizier muß sich fragen: Herrschen in meiner Kaserne Zustände, die solche Bildung zulassen? Und wenn nicht: Was muß man tun, um solche Zustände zu schaffen?

Wenn der Wille vorhanden ist, solch ein kulturvolles, schöpferisches Leben zu beginnen, wird der Schriftsteller bereit sein, als Waffenschmied zu dienen.

Solch ein Waffenschmied war Majakowski.

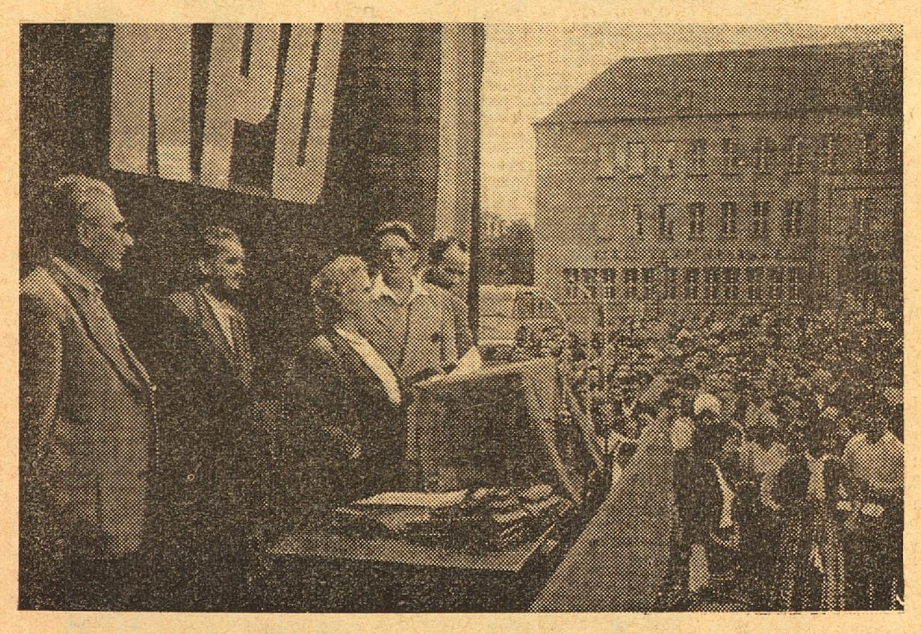
Solch ein Waffenschmied war Erich Weinert.

Ihre Gedichte sollten zu eurem festen und oft benutzten geistigen Eigentum werden. Majakowski machte es seinen Genossen nicht immer ganz leicht: „... hinter finsterschwerem Gebirg' liegt das Land der Sonne brach ..."

Das ist natürlich schwieriger als: „... bau auf — bau-auf-bau-auf-bau-auf ..."

Es ist auch schöner und zudem ein Matrosenlied.

Der nächste Schritt zu einem reicheren, kulturvolleren Leben wäre ein Streit darüber, was schwierig und was schön ist. Darüber aber können wir uns streiten, wenn wir uns über die ersten Vorschläge, die ich euch machte, geeinigt haben.



Nationalpreisträger Kuba und Genossin Li Weinert rezitieren auf einer KPD-Veranstaltung in Remscheid 1955



Der sowjetische Dichter Majakowski in einem Sommerlager der Roten Armee

Das Geheimnis der Jugend

Von Wladimir Majakowski

Nein, nicht jene sind jung,
die, gelümmelt ins Boot
und auf Wiesen.
mit Grölen und Johlen
den Trunk
sich hinter die Binde gießen.
Nicht jene
nenne ich jung,
die nachts,
unter Frühlingshimmeln,
als Modenarren,
mit Schwung
glockenhosig
am Bummelplatz bimmeln
Nein, nicht jene sind jung,
die des Lebens
Frührot-Freuden
beim frühesten
Knospensprung
in Liebschaften
billig vergeuden.

Heißt dies etwa Jugend?
Nein!
Es genügt nicht,
achtzehn zu sein.
Jung
nenn ich Jenen unverzagt,
der zur gelichteten Kampfschar
der Alten
im Namen
der Nachgeborenen
sagt:
„Wir werden das Dasein
neugestalten!"
Jugend — der Name
ist Gabe, die ehrt,
an die junge Garde
der Zukunftswacht,
an den,
der uns streitbaren Frohsinn beschert
und unsere Werktage
glückhaft macht!

Warum der Politunterricht mehr Freude machte

Von Oberleutnant Seiffert und Oberleutnant Josten

Ja, daraus läßt sich einiges machen! So dachten alle Unterrichtsgruppenleiter, als sie in der Anmerkung zum ersten Thema des Politunterrichtes „Unsere Deutsche Demokratische Republik — ein Staat der Arbeiter und Bauern“ lasen, daß „4 Stunden der zur Verfügung stehenden Zeit für das Auftreten von Funktionären der örtlichen Organe und Volksvertretungen oder zum Besuch von VEB, LPG oder ähnlichem verwandt werden können“.

Gemeinsam mit dem Propagandisten wurden sie sich rasch darüber einig, eine Betriebsbesichtigung zu organisieren, die die Genossen Soldaten und Unteroffiziere interessiert, bei der sie etwas lernen und über welche sie noch lange sprechen werden.

Wohin jedoch?

Nun, wer die Wahl hat, muß nicht immer die Qual haben. Natürlich zur Plauener Druckmaschinen AG!

Die „Plamag“ produziert Rotations- und Tiefdruckmaschinen. Ihre Erzeugnisse werden weit über die Grenzen unseres Landes hinaus geachtet.

Wie hieß es doch? Von der „Plamag“ wurde eine Maschine in die Sowjetunion geliefert, die 96 Seiten auf einmal bedrucken kann! Das ist kein Pappenstiel — also zur „Plamag“, das ist das Richtige!

Der erste Weg führt zur Betriebsparteileitung. Die Genossen haben ein offenes Ohr. Kein Wunder, daß schnell Einigkeit erzielt wird. „Ihr seid immer gern gesehene Gäste. Auf Wiedersehen in 14 Tagen also!“



... und gleich zu dritt? Na, bei *diesem Interesse!*

Der Tag des Besuches begann vielversprechend und gab Anlaß zur Verwunderung. Nicht nur, daß die LKW pünktlich zur Stelle waren, sogar alle Unterrichtsgruppen konnten entgegen der bisherigen Gewohnheit zum ersten Mal eine hundertprozentige Teilnahme melden. Wir überlassen es dem Leser, sich in einer ruhigen Minute darüber seine eigenen Gedanken zu machen . . .

✶

Die Fahrt dauert nicht lange, und bald ist das Ziel erreicht. Die Begrüßung ist ungezwungen und herzlich, so wie sie unter Freunden gebräuchlich ist.

Nun spricht der Arbeitsdirektor. Er schildert, wie aus dem früheren, im Jahre 1945 völlig zerstörten Betrieb „Vomag“ (Vogtländische Maschinen-Aktiengesellschaft) dank der aufopfernden Mühe unserer Werktätigen ein neuer Betrieb entstand, der dem Volke gehört.

Wir sind ganz Ohr, und so hören wir vom Dank der sowjetischen Arbeitskollegen für die „große Maschine“; wir vernehmen, daß eine gleiche für unsere koreanischen Freunde im Fernen Osten gebaut wird und daß sich einige kapitalistische Länder um Handelsabschlüsse mit dem Betrieb bemühen. Wir sehen das Kulturhaus, die betriebseigene Klinik und die sanitären Anlagen, und indem wir schauen und hören, entsteht vor uns ein Teil der Arbeiter-und-Bauern-Macht, wie ihn kein Unterricht anschaulicher zu zeigen vermag.

Geführt von sachkundigen Meistern, setzen wir unsere Besichtigung fort, und wer sich über den Stand der Technik informieren will, erhält ein eindrucksvolles Bild.

An den Werkbänken der fingerfertigen und gewissenhaft arbeitenden Kollegen wird manch freundschaftliches Wort gewechselt, und nicht selten endet die eine oder andere Unterhaltung mit dem festen Vorsatz, noch mehr für ein besseres Leben und den starken Schutz der Heimat zu leisten.

Nun noch abschließend ein Treff im Technischen Kabinett, wo uns zahlreiche Kollegen, unter ihnen einige von der Werk- und Parteileitung, die mannigfaltigsten Fragen beantworten.

„Wieviel Zeit braucht ihr, um eine Rotationsmaschine zu bauen?“ „Wie sieht es, entgegen der kapitalistischen Vergangenheit, mit dem Durchschnittsverdienst eines Arbeiters oder Lehrlings aus?“ „Was leisten die Jüngeren in der GST und sind auch eure Kampfgruppen in Schuß?“

Bereitwillig und erfreut über die Aufgeschlossenheit und Anteilnahme ihrer Gäste erteilen die Kollegen auf jede Frage eine ergiebige Antwort.

Viel zu schnell verrinnt die Zeit. Sie mahnt zum Aufbruch. Wir scheiden als unzertrennliche Freunde, deren Wunsch nach einem baldigen Wiedersehen aus vollem Herzen kommt.

Auf der Rückfahrt sieht man fröhliche, aber auch nachdenkliche Gesichter. Zu den Fragen, die den einen oder anderen bewegen mögen, gehört wohl diese: Ob je ein „Politunterricht“ so ungern beendet wurde wie gerade dieser?

✶

Unser Bericht hätte eigentlich mit dem vorhergehenden Gedanken beendet werden können, wenn, ja wenn unser Besuch nicht noch darüber hinaus seine guten Folgen gehabt hätte. Wir denken dabei an die im Unterrichtsplan vorgesehene Besprechung. Die Genossen Unterrichtsgruppenleiter sahen sich einer solch regen Mitarbeit gegenüber, die ihr

Mein Name ist »PLAMAG«...

Dem aufmerksamen Leser bin ich ja eigentlich schon durch den nebenstehenden Bericht bekannt. Für die aber, die es noch nicht wissen sollten, sei gesagt, die Arbeiter gaben mir den Namen „Plamag"; von Beruf bin ich Druckmaschinenbaubetrieb, mein Geburtsort ist Plauen, und der sozialen Stellung nach bin ich volkseigen. Das heißt, eigentlich war das, abgesehen vom Geburtsort, nicht immer so. Mein Vorfahre beispielsweise trug noch den Namen „Vomag", was soviel wie Vogtländische Maschinenbau-Aktiengesellschaft heißt. Wenn seine Erzeugnisse bereits vor 50 Jahren in aller Welt geachtet wurden, so ist das nicht den kapitalistischen Besitzern, sondern einzig den fleißigen Arbeitsleuten zu verdanken.

Als den ewig satten Nichtstuern der Profit zu gering wurde, verwandelten sie die „Vomag" während der Nazizeit in eine panzerproduzierende Waffenschmiede. Und die Raubtiernamen, die sie den stählernen Ungeheuern gaben, wie „Tiger", „Panther" usw., kennzeichneten sie selbst als Raubtiere, als Raubtiere in Menschengestalt.

Es versteht sich, daß sich mein Vorfahre „Vomag" mitsamt seinen Arbeitern über diese widernatürliche und nichts Gutes bringende Sache mit den Panzern ärgerte und eine bessere Zeit herbeisehnte. Letztere ließ nicht lange auf sich warten. Ihr wurde zwar auch auf Panzern der Weg geebnet, aber diese Panzer kamen, um all das faschistische, arbeiterfeindliche Ungeziefer zu vernichten.

Den mächtigen Stahlleibern mit dem roten Stern entstiegen Soldaten, mit denen wir bald gut Freund waren. Und so brach ein neuer Morgen an, der die Druckmaschinenbauer selbst für immer zu Besitzern des Betriebes machte und das künftige Geschick in ihre eigenen Hände legte. Dieser Zeitpunkt wurde zu meiner eigentlichen Geburtsstunde, damit beginnt mein Lebenslauf.

★

Von mir, dem Druckmaschinenwerk, zu berichten, erfordert eigentlich, zu allererst die geschickten Arbeiter, die kühnen Aktivisten und klugen Intelligenzler zu loben. Einige Erinnerungen mögen beweisen, wie erfolgreich und um wieviel besser als ihre einstigen Herren sie die Wirtschaft führen.

Ich entsinne mich noch genau der ersten Novembertage 1948. Die Arbeiter und Bauern aus dem fernen Sowjetland feierten gerade die 31. Wiederkehr des Roten Oktober — da schickten ihnen deutsche Freunde die ersten, noch mühsam gebauten Druckmaschinen. Es gingen kaum zwei weitere Jahre ins Land, und diesem ersten Schritt auf dem Weltmarkt folgte ein weiterer. Wir lieferten unserem polnischen Nachbarn eine 96seitige Schnelläufer-Rotationsdruckmaschine für das polnische Druckkombinat „Dom Slowo Polskiego" (Haus des polnischen Wortes) in Warschau. Die polnischen Freunde dankten, indem sie zehn der besten Kollegen mit dem Polnischen Arbeitskreuz auszeichneten.

Ja, wer sich so rührt, macht bald von sich reden, und so rief mein Name bald auch einen guten Klang in den Ohren westlicher Handelsleute hervor, ganz zum Leidwesen derer, die in der leidigen Demarkationslinie gern eine schalldichte Mauer sähen. Unsere, während der Leipziger Frühjahrsmesse 1956 ausgestellte Mehrfarben-Tiefdruckrotationsmaschine, auf der unter anderem die Modezeitschrift „Sybille" gedruckt wird, legte dann ein beredtes Zeugnis dafür ab, daß wir heute bereit und in der Lage sind, es mit der ausländischen Konkurrenz aufzunehmen.

★

Ich, der ich in meinen Mauern gar zu gern den Gesprächen der Arbeiter lausche, freue mich immer wieder, wenn sie voller Stolz über mich, als ihren Betrieb sprechen.

Würdet ihr einmal mit ihnen ins Gespräch kommen, so erzählten sie euch sicherlich, daß ich, neben einem sowjetischen Betrieb, das einzige Werk im sozialistischen Lager bin, das Rotationsmaschinen für Hoch-, Tief- und Offsetdruck produziert.

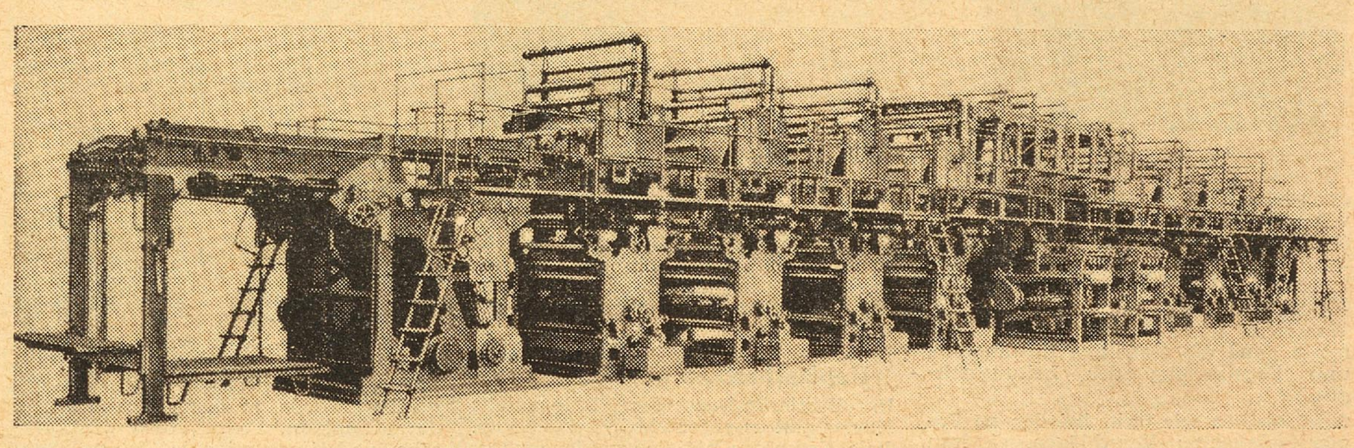
Die größte Maschine, die wir bisher bauten, ist in Berlin zu finden. Auf ihr wird das Zentralorgan der SED", „Neues Deutschland", gedruckt. Ja, staunt nur! Diese Maschine ist 700 Tonnen schwer, sie bedruckt maximal 192 Zeitungsseiten, ist 55 Meter lang, 6 Meter breit, 6½ Meter hoch und wird durch 79 Motoren in Bewegung gesetzt. Ist es da verwunderlich, wenn für ihren Transport 50 Eisenbahnwaggons benötigt wurden?

Aber damit wißt ihr längst nicht alles. Heute werden bereits die Zentralorgane der Arbeiterparteien aller sozialistischen Länder auf meinen Maschinen gedruckt. So, das wär's nun für diesmal.

Warum ich euch das alles erzählte? Nun, vielleicht vor allem aus Freude darüber, weil kürzlich einige von euch Soldaten bei mir und den Arbeitern weilten. Das solltet ihr öfter tun. Ich, ein volkseigenes Werk, bin doch letzten Endes neben den vielen anderen Betrieben ein Teil der Macht, die ihr kennen und lieben sollt, damit ihr allezeit bereit seid, sie zuverlässig zu schützen.

Waldi

Bild unten: Ein Meisterwerk deutscher Technik ist die 4-Rollen-Mehrfarben-tiefdruck-Rotationsmaschine mit acht Druckwerken. Erstmalig auf der Leipziger Frühjahrsmesse 1956 ausgestellt, fand sie das einhellige Lob der Experten aus aller Welt.



(Fortsetzung von Seite 127)

offenes Erstaunen erweckte. Waren sie früher oftmals gezwungen, ihre Fragen unter den gleichgültig-abwesenden Blicken einiger Genossen selbst zu beantworten, so schien diesmal infolge der aufgeschlossenen Mitarbeit jedes einzelnen alles wie umgewandelt.

Die Einschätzung des ersten Unterrichtsthemas verlief ohne großes Für und Wider. Das Urteil: in allen Gruppen wurde Gutes und Ausgezeichnetes geleistet. Daß der Besuch bei den Maschinenbauern wesentlich dazu beitrug, ist unbestritten. Die Worte des Genossen Gefreiten Schorscht bestätigen es:

„Da ich selbst aus dem Metallberuf bin", so sagt Genosse Schorscht, „war für mich der Besuch eines mir bisher unbekannten Betriebes doppelt interessant. Als wir nachher im Politunterricht über den Unterschied zwischen den kapitalistischen und sozialistischen Betrieben sprachen, wurde mir der Inhalt des Themas voll verständlich.

Ich gewann die feste Überzeugung, daß wir volles Vertrauen in die eigene Kraft haben können und daß unsere erfahrenen Arbeiter mit uns und den anderen Werktätigen gemeinsam den Sozialismus zum Siege führen werden."

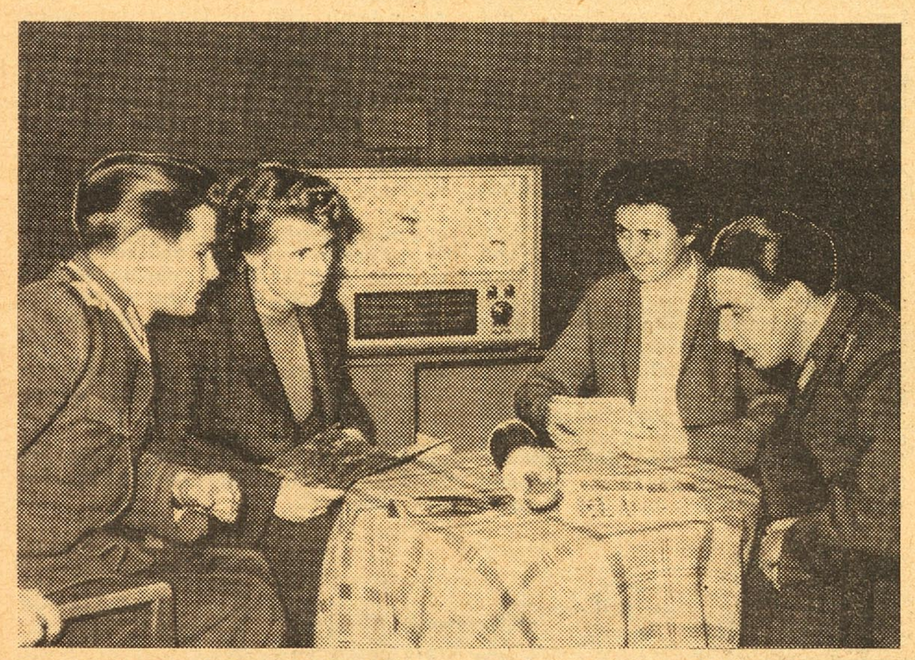
Ein Truppenteil bereitet sich vor . . .

Von Leutnant F. Jahn

Man kann mit Fug und Recht behaupten, daß die Vorbereitung der VI. Weltfestspiele der Jugend und Studenten zu einer Angelegenheit vieler Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere des Truppenteiles Kustos geworden ist. In den Kompanien werden Geschenke gebastelt, der Dienststellenfunk bringt spezielle Jugendsendungen, Lose finden im Nu ihre Käufer, und eine Filmfestwoche soll die Soldaten mit Werken der internationalen Filmkunst bekannt machen.

Wie kam es dazu?

Eigentlich begann es schon mit einer Sitzung der FDJ-Leitung des Truppenteiles im November vergangenen Jahres. Feldwebel Freitag hatte den Auftrag, eine Beschlußvorlage auszuarbeiten und vorzutragen. „Ziel des Aufgebotes ist es", begann er, „unsere Freizeit vielseitiger zu gestalten und einen großen Kreis von Mitgliedern und Genossen zur aktiveren Mitarbeit in unserem Verband zu gewinnen. Aus diesem Grund beschließt die FDJ-Leitung folgende Maßnahmen . . ."



Vier Mitglieder des satirischen Zirkels „Die Pfefferkörner"

Was nun an konkreten Vorschlägen folgte, fand die einhellige Zustimmung und Begeisterung der Leitungsmitglieder.

Aber bleiben wir nicht bei den zu Papier gebrachten Vorschlägen, sondern sehen wir uns an, wie sie ins Leben umgesetzt wurden.

„Hier spricht der Jugendfunk!"

Zweimal wöchentlich haben die Mitglieder des Jugendfunkkollektivs unter Leitung des Gefreiten Nickel das Wort. Die „Männer vom Funk" gingen mit Überlegung an ihre Arbeit. Erster Gedanke: ‚Die Sendungen müssen so interessant gestaltet sein, daß kein Soldat auf den Gedanken kommt, den Lautsprecher abzuschalten.' Zweiter Gedanke: ‚15 bis 20 Minuten Sendung, davon ungefähr 5 Minuten sprechen, das dürfte die richtige Mischung sein.'

Gedacht, getan. Die Sendung beginnt mit einem flotten Jugendlied. Es folgen Hinweise auf politische und kulturelle Veranstaltungen im Objekt und in der Garnisonstadt, deren Besuch den Jugendfreunden empfohlen wird, des weiteren Kurznotizen aus der FDJ-Arbeit im Truppenteil. Dazwischen gute Schlagermusik.

Politische Ereignisse werden nicht etwa in langatmigen Kommentaren abgehandelt, sondern in diesem Fall tritt der satirische Zirkel der FDJ-Organisation, genannt „Die Pfefferkörner", in Aktion. Ihm gehören einige Soldaten und drei Mädels aus dem hiesigen Patenbetrieb an. In aktuellen, satirisch gefärbten Kurzszenen nehmen sie zu wichtigen politischen Problemen Stellung oder behandeln Themen aus der Jugendarbeit.

Großer Beliebtheit beginnen sich auch die Wunschkonzerte des Jugendfunks zu erfreuen. Zum Zeitpunkt unseres Besuches waren bereits zwei zugunsten der ungarischen Jugend gebracht worden.

Kopfzerbrechen um Geschenke

In Bastlerkreisen des Truppenteils Kustos gibt es gegenwärtig heiße Köpfe. Jede Kompanie hat sich vorgenommen, ein Freundschaftsgeschenk für die Festivaldelegation eines anderen Landes herzustellen. Die Kompanie, in der Genosse Janicke tätig ist, bekam den ehrenvollen Auftrag von der FDJ-Leitung, ein Geschenk für die sowjetische Delegation anzufertigen. In den Köpfen der Jugendfreunde ist es schon fertig. Es soll ein auf einem Sockel befestigter Erdball werden. Jedes Land wird ein Fähnchen tragen, auf dem in der jeweiligen Sprache das Wort „Frieden" zu lesen steht, und gekrönt wird der Globus von einem aus Metall gefertigten Flugzeug.



Auch Oberleutnant Fahldieck hat seine Sorgen. Als wir ihm begegneten, suchte er gerade ganz verzweifelt nach einem Emblem des sozialistischen Jugendverbandes von Italien. Seine Kompanie braucht es für die Anfertigung eines Geschenkes, das für die italienischen Delegierten bestimmt ist. Die Jugendfreunde haben sich das so vorgestellt: Eine aus Eisen gegossene Friedenstaube soll auf ihrem Fundament das Bild Palmiro Togliattis, eine deutsch-italienische Inschrift und die Embleme der beiden Jugendverbände aufnehmen.

Sicherlich wird die eine oder andere Kompanie ihre Pläne noch ein wenig abändern müssen, aber der gute Wille und die Begeisterung für die Sache sind auf alle Fälle vorhanden.

„Und wenn eine Kompanie wirklich einmal auf der Stelle treten sollte", verrät uns der FDJ-Sekretär des Truppenteils Kustos, Genosse Leutnant Pitschel, augenzwinkernd, „dann wird es eben eines Tages im Jugendfunk heißen: ‚Alle Länder bekommen ein schönes Geschenk, nur Frankreich geht leer aus — weil die Jugendfreunde der Kompanie X schlafen . . .'"

Tanzabende und Großveranstaltungen

Die FDJ-Organisation des Truppenteils hat sich vorgenommen, 2000 DM allein aus dem Reinerlös von Jugendtanzabenden und ähnlichen Veranstaltungen zu gewinnen. Das Geld soll den Delegierten des Sudans helfen, ihre Reise nach Moskau zu finanzieren. Hinzu kommen die Mittel, die aus der monatlichen Großveranstaltung, die zwischen der FDJ-Leitung und der Konzert- und Gastspieldirektion vereinbart wurde, fließen werden. Auf das Konto der VI. Weltfestspiele wird auch die Summe überwiesen, die aus den Eintrittsgeldern einer von der FDJ-Leitung nach den Wünschen der Soldaten organisierten Filmfestwoche stammen.

Erwähnen muß man noch, daß inzwischen ein Jugendpreisausschreiben durchgeführt wurde, in dem es vor allem darauf ankam, Fragen über die deutsche und internationale Jugendbewegung zu beantworten.

Allerdings sind noch längst nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft. Die FDJ-Leitungen der Kompanien sollten noch selbständiger arbeiten und sich beispielsweise überlegen, wie sie durch interessante Vorträge über das Leben der Jugend in anderen Ländern, durch passende Buchbesprechungen und Erzählerabende, vor allem aber auch durch ihre ständigen besseren Leistungen in der politischen und militärischen Ausbildung, die Atmosphäre der Vorbereitung auf das Festival noch weiter verstärken können.

Was wird aus ihnen?

Wir besuchen ehemalige Angehörige der bewaffneten Kräfte in der Industrie und Landwirtschaft

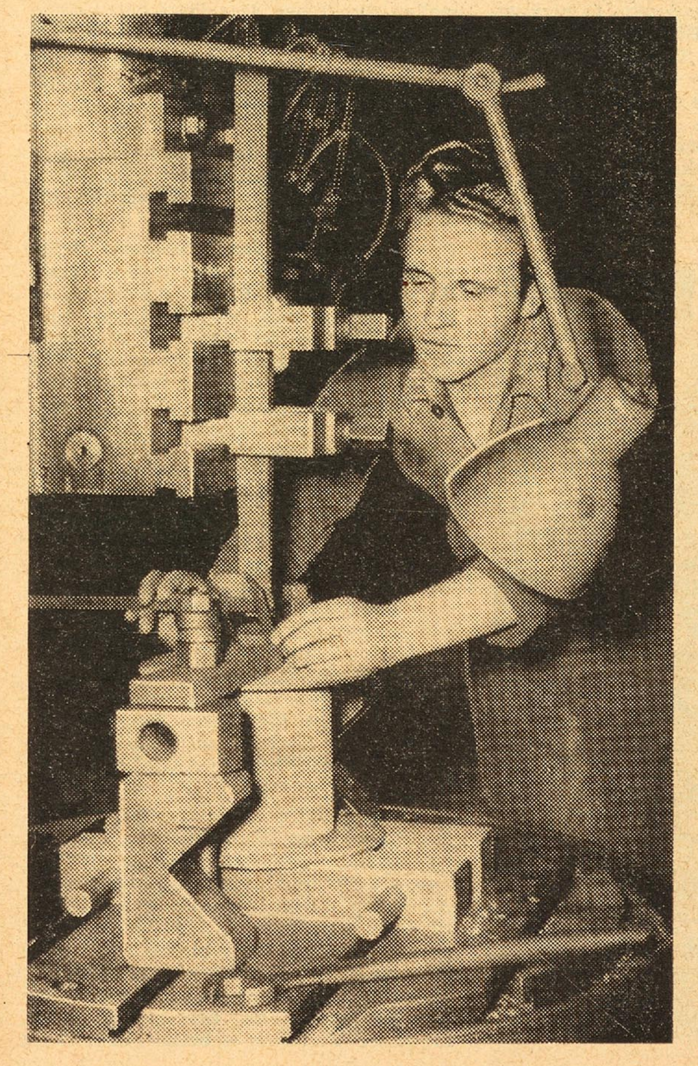
Von Hauptmann Berghold

VEB Maschinenfabrik Halle — ein Betrieb wie viele in unserer Republik. In drei Schichten arbeiten hier über 2000 Beschäftigte — in der Gießerei, in den mechanischen Werkstätten, in der Kessel- und Blechschmiede und in anderen Betriebsteilen. Kälteausrüstungen, hauptsächlich für den Export bestimmt, entstehen unter den geschickten Händen der Ingenieure und Arbeiter. Von der Qualität dieses Schaffens konnten sich schon viele Menschen in den verschiedensten Ländern überzeugen. Nach Rumänien, nach China gehen die wertvollen Ausrüstungen, aber auch Finnland und Jugoslawien kennen diese Erzeugnisse; ja, selbst bis Argentinien reichen die Verbindungen dieses volkseigenen Betriebes.

Was sind das für Menschen, die im zweitgrößten Betrieb der Stadt Halle Kessel für die Volksrepublik China schmieden, Werkstücke gießen, Maschinenteile drehen, ja ganze Fabriken montieren? Einige von ihnen wollen wir vorstellen, solche Menschen, die noch vor wenigen Monaten mit der Waffe in der Hand dieses Werk behüteten.

Doch bevor wir das tun, setzen wir uns mit den Genossen der Kaderabteilung, dem 2. Sekretär der Betriebsparteiorganisation und dem FDJ-Sekretär an einen Tisch und fragen:

Wie helft ihr als verantwortliche Genossen im Betrieb unseren ehemaligen Soldaten? Wie unterstützt das Werk die Genossen, die noch keinen Beruf haben? (Wir nennen drei Namen.) Und wie arbeiten diese Kollegen bei euch? Der Parteisekretär, Genosse Kersten, gibt uns die gewünschte Auskunft. Wir konnten eigentlich zufrieden sein. Doch — überzeuge dich selbst!



Der ehemalige Unteroffizier Manfred Hippe hat in dem VEB Maschinenfabrik Halle eine neue Wirkungsstätte gefunden. In der Dreherei des Betriebes beweist er sein Können und seinen Willen, tatkräftig am sozialistischen Aufbau unserer Republik mitzuarbeiten.

An der Stoßbank, in der Dreherei des Werkes, triffst du den Jugendfreund *Hippe*, den ehemaligen Unteroffizier aus einer Nachrichteneinheit. Der 23jährige Arbeiter hat bereits in den wenigen Monaten, die er im Betrieb ist, einen guten Namen unter seinen Kollegen. Manfred Hippe, der seine Lehre als Stellmacher nicht beenden konnte, war vor seinem Ehrendienst Ofenbauhelfer in Lauchhammer.

Nach seiner Entlassung ging der Elternlose mit einem Freund nach Halle und bekam in der Maschinenfabrik eine neue Arbeitsstelle. Erst an der Säge, jetzt an der Stoßbank beweist er, „ich kann arbeiten". Zweimal in der Woche (von 16.30 bis 21.30 Uhr) besucht er einen Abendkursus, um seine Facharbeiterprüfung abzulegen. Sein Ziel ist die Fachschule, wo das Wissen für einen Ingenieur vermittelt wird.

Aber lassen wir noch seinen Obermeister, den Genossen Speck, sprechen. „Der Kollege Hippe ist in allen Beziehungen ein vorbildlicher Arbeiter, sehr bescheiden und stets bereit, Qualitätsarbeit zu liefern." Dazu verrät uns der Obermeister noch eine kleine Episode. „Wir hatten Planschulden, Überstunden durften keine gemacht werden. Was macht Hippe? Er kommt freiwillig an den Arbeitsplatz, läßt aber seine Karte nicht stempeln. Na, mir wurde das natürlich zugetragen. Selbstverständlich — seine Arbeitsleistungen sind bezahlt worden. Ich kann nur nochmals sagen: Ein Mensch mit all seinen guten Seiten, der Weg wird ihm immer offen sein." Das versicherte uns auch die Kaderabteilung.

Übrigens ist der Jugendfreund Hippe der FDJ-Sekretär in der Dreherei und der SVK-Bevollmächtigte in der Gewerkschaftsgruppe.

Der ehemalige Oberfeldwebel *Karl-Heinz Burde* hat seinen Arbeitsplatz in der Kesselschmiede. „Ja, du hast recht, eine harte und schwere Arbeit. Mir ist es hier nicht leichtgefallen, trotzdem habe ich mich schnell eingelebt."

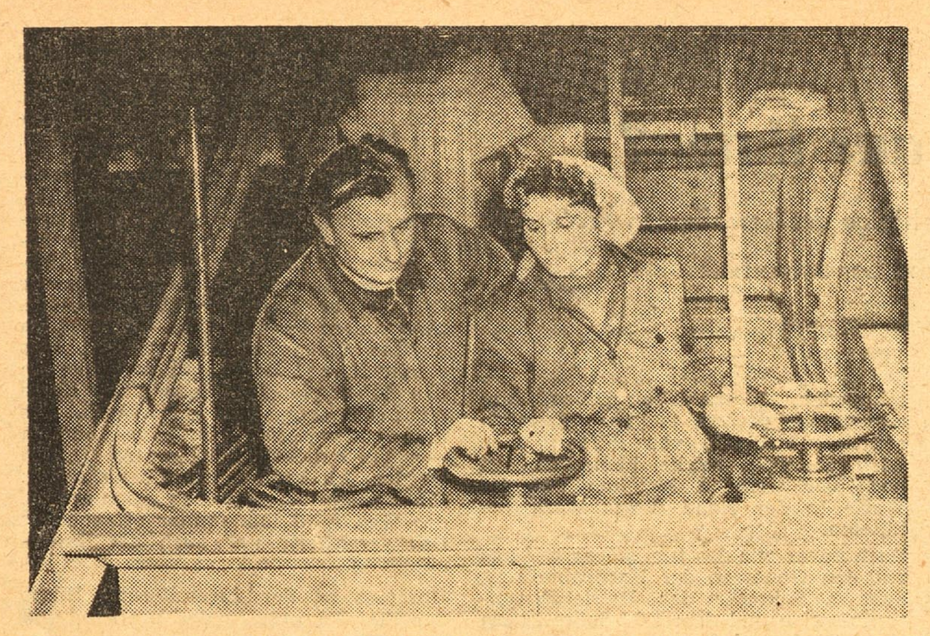
Genosse Burde hat keinen Beruf, zur Zeit steht er als Kesselschmiedehelfer seinen Mann. Doch der Betrieb bahnt auch ihm den Weg. Jeden Sonnabend nach Schichtschluß kannst du ihn im E-Schweißerlehrgang sehen. „Alle Möglichkeiten sind mir gegeben, um mich weiterzuqualifizieren — kostenlos natürlich." Als Mitglied unserer Partei nimmt er regen Anteil am Leben des Werkes. Im Parteiaktiv, als Mitglied der AGL, in der Kampfgruppe des Betriebes zeigt Genosse Burde, daß er die Beschlüsse der Partei als seine ureigenste Sache betrachtet.

Doch halt — da sind noch Grüße zu bestellen. „Ich grüße alle Genossen des Aufklärungsbataillons in Halle und wünsche ihnen viele Erfolge in der weiteren Ausbildung."

Meister Musiol, den wir in seinem Zimmer unmittelbar neben der Kesselschmiede finden, bestätigt uns: „Obwohl Kollege Burde gleich in eine Brigade kam, und die Arbeit selbst nicht leicht ist, hat er sich durchgerungen."

Der Meister erzählt uns aber noch von einem anderen Kollegen, von dem Kranführer *Horst Simroth*. „Vorbildliche Arbeit, das zeichnet diesen Genossen aus." Dann sitzt er selbst vor uns, der ehemalige Feldwebel, der 25jährige Kranführer. Als angelernter E-Schweißer kam er in den Betrieb, um hier in diesem Fach zu arbeiten. Doch vorerst waren für ihn die Anforderungen zu hoch. „Die Kollegen der Abteilung Arbeit sprachen mit mir — ich begann als Hilfskesselschmied zu arbeiten. Sonnabendnachmittags gehe ich zum E-Schweißerlehrgang, ich begann zwar später mit der Ausbildung, doch ich hole das Versäumte schon auf."

Dann brauchte die Abteilung dringend neue Kranführer. Man trat an den Genossen Simroth heran. — Die Prüfung bestand er mit „sehr gut". Seitdem steuert hoch oben, unmittelbar unter dem Dach der Werkhalle, der Genosse



Horst Simroth, der frühere Oberfeldwebel, steuert heute hoch oben unter dem Dach der Werkhalle den Kran. Unser Bild zeigt ihn mit der jungen Kollegin, die ihn anlernte, am Arbeitsplatz

Simroth den Kran. Ansonsten bewegt er sich aber „ganz unten", mitten unter seinen Kollegen, deren volles Vertrauen er genießt. Erst vor wenigen Tagen wählten ihn die Genossen der Kesselschmiede zu ihrem Parteigruppenorganisator.

Was er sich in dieser Funktion vorgenommen hat? „Ich will den Schwerpunkt unserer Arbeit besonders auf die Unterstützung der FDJ-Organisation richten (im Werk arbeiten 616 Jugendliche unter 26 Jahren) und den Brigaden mehr Aufmerksamkeit schenken."

„Wo wird der Arbeiter, der Mensch, mehr geachtet und gefördert, wenn nicht in einem volkseigenen Betrieb?" Das sind seine Worte, als wir uns verabschieden.
Ja, du wirst ähnliche Beispiele auch in anderen volkseigenen Betrieben in der Stadt Halle finden. Ob im Karosseriewerk oder im Waggonbau Halle — doch noch ein Beispiel aus dem VEB Pumpenwerke:

„Jetzt findet in jedem Monat eine Aussprache statt, und die Betriebsleitung führte mit den Kollegen Qualifizierungsgespräche, in denen der Weg der fachlichen Weiterbildung besprochen wurde. Einige Kollegen, die keinen Beruf erlernt haben, bekommen jegliche Unterstützung, damit sie in einer kurzen Zeit die Facharbeiterprüfung ablegen können. Sie arbeiten als Lehrlinge einige Tage in der Woche in der Lehrwerkstatt und sind an den anderen Tagen in einer Jugendbrigade tätig. Das Ganze war ein Experiment, aber es hat sich gelohnt.

Wir sprachen mit den Kollegen Fritsch und Biel. Sie versicherten uns, daß sie sich auch in der Betriebsabendschule die theoretischen Kenntnisse aneignen und fest davon überzeugt sind, Ende dieses Jahres ihre Facharbeiterprüfung ablegen zu können. Sie freuen sich, daß sie so gut von ihrem Betrieb unterstützt werden." („Die Freiheit" vom 1. Februar 1957.)

★

Du willst uns weiterbegleiten? Wir verlassen das mitteldeutsche Industriegebiet. Der Kreis Neubrandenburg ist unser nächstes Ziel.

Eine Dorfstraße wie jede andere, schnatternde Gänse, flache, schmutzige Wasserpfützen. Stützpunkt Gentzkow-Jatzke der MTS Brohm. Die Landarbeiter nutzen das für uns ungewöhnlich warme Wetter im Februar. Auf dem Druschplatz des ÖLB in Gentzkow sind fleißige Hände dabei, den Hafer auszudreschen. Wir wollen dich mit dem Dreschsatzführer bekannt machen. Es ist der ehemalige Unteroffizier *Be-gander*, der Traktorist aus der Brigade 7 der MTS Brohm.



Nach seinem Ausscheiden aus den bewaffneten Kräften hat Kollege Be gander seinen früheren Beruf als Traktorist wieder aufgenommen. Wir trafen ihn am Dreschsatz.

Bereits vor seinem Dienst in den bewaffneten Kräften arbeitete der Kollege Be gander auf dieser MTS als Traktorist. Er hat seinen Beruf liebgewonnen — was lag näher, als wieder an die alte Arbeitsstelle zurückzukehren. Ein Traktorist, der besonders in der wirtschaftlichen Arbeit Vorbildliches leistet, wie uns der Brigadier, Kollege Tesch, berichtet. „Ich fahre in der Brigade eine Raupe. Ob ich meine Norm schaffe? Selbstverständlich, Anfänger bin ich keiner mehr. Im Sommer verdiene ich gut meine 480 bis 500 DM. Ich wohne in Gentzkow mit meiner Frau und den zwei Kindern, also unmittelbar neben der Arbeitsstelle."

Auf der MTS sprechen wir mit dem Agronomen über die Möglichkeiten der Qualifizierung in diesem Betrieb. Er hat Sorgen, 60 Traktoristen fehlen auf der Station. Aber bereitwillig erhalten wir Auskunft. Auf der MTS selbst kann man sich zum Brigadier oder Brigadeschlosser entwickeln. Hat der Kollege bereits fünf Jahre in der Landwirtschaft gearbeitet, kann er sich zum „Meister der Landwirtschaft" qualifizieren. Dazu muß allerdings Energie, Liebe zum Beruf und Ausdauer mitgebracht werden, denn zwei Jahre Fernstudium wollen bewältigt sein!

Im Kreis Neubrandenburg liegt auch die Gemeinde Rowa. 313 Einwohner, größtenteils werktätige Bauern, bestellen die Äcker. Das Dorf hatte sechs Monate keinen Bürgermeister.

Im Januar dieses Jahres wurde in der Gemeindevertretersitzung der neue Bürgermeister gewählt und eingewiesen. Der 23jährige verpflichtete sich, seine Arbeit ordentlich zum Wohle der Gemeinde zu erledigen und sich bei allen Maßnahmen stets auf das Kollektiv des Rates zu stützen.

Der Genosse *Behrends*, ehemals Feldwebel bei den Pioniertruppen, heute Bürgermeister in Rowa, hat es nicht leicht. Anderthalb Monate Einweisung — dann schon „in Amt und Würden". Da gibt es im Dorf Schwierigkeiten in der Trinkwasserversorgung — da sind ein Dorfarbeitsplan, ein Jugendförderungsplan zu erarbeiten — allein acht ständige Kommissionen zu bilden — mit dem Ortsausschuß der Nationalen Front zu sprechen — Versammlungen einzuberufen und zu leiten und nicht zuletzt mit den werktätigen Bauern persönliche Sorgen und Fragen zu klären. Wie der Genosse Behrends das alles bewältigt? „Ich arbeite als Bürgermeister eng mit dem Parteisekretär des Dorfes, mit dem Genossen Kanow, zusammen." Besonders eng ist also sein Verhältnis (wie sollte es auch anders sein) mit den Menschen, die sich den Aufbau des Sozialismus in Stadt und Land als geschichtliche Aufgabe gestellt haben.

Und der Rat des Kreises? „Dort fordert man von dem Gemeinderat, das ist verständlich, die termingerechte Erfüllung aller Maßnahmen. Doch die direkte Anleitung durch den Rat des Kreises ist sehr ungenügend. Ich habe aber bereits selbst gute Verbindung mit dem Bürgermeister Marquard aus Großnemerow aufgenommen, ein Kollege aus dem Nachbarort, der bereits vier Jahre in dieser Funktion arbeitet. Er ist es,

der mich in meiner Tätigkeit gut unterstützt."

Du siehst, der Genosse Behrends, der junge Bürgermeister aus Rowa, versucht alles, um seine tatsächlich nicht leichte Aufgabe zu meistern.

Es muß aber hier gesagt werden, die Genossen vom Rat des Kreises, die Freunde von der Kreisleitung der FDJ (die kurzfristig einen Vortrag für die Jugendlichen in Rowa absagen, weil sie keine Zeit haben) sollten diesem jungen Menschen mehr unter die Arme greifen und sich vielleicht auch einmal nach seinen persönlichen Sorgen erkundigen. Geschieht das recht bald, dann wird der Bürgermeister in Rowa auch seine Aufgaben zufriedenstellend lösen und mit beiden Beinen im Leben stehen.

★

Die Nationale Volksarmee ist eine harte Schule des Lebens für alle jungen Menschen in der Deutschen Demokratischen Republik. Den entlassenen Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren ist in allen Zweigen unserer Volkswirtschaft die Möglichkeit gegeben, ihre Kräfte, Fähigkeiten und Erfahrungen, die sie sich in der Armee erworben haben, voll einzusetzen. Gleichzeitig aber haben sie das Recht, daß sich ihnen gegenüber die örtlichen Partei- und Staatsorgane, besonders aber unsere Kreiskommandos, aufmerksam verhalten, helfen und sich ihrer erinnern.



Der junge Bürgermeister von Rowa, Genosse Behrends, arbeitet eng mit den gewählten Gemeindevertretern zusammen. Hier befindet er sich gerade im Gespräch mit einem der Rowaer Volksvertreter.

In der Schiffsstammabteilung notiert . . .

Hart, entbehrungsreich und oft gefahrvoll ist der Dienst unserer Matrosen an Bord. Menschen werden gebraucht, die gern große Aufgaben übernehmen, die mutig und geschickt auf den Booten unserer Seestreitkräfte ihren Dienst versehen.* Doch bevor es soweit ist, bevor der junge Matrose seinen Fuß auf das Boot setzt, muß er u. a. die militärische Grundausbildung erfolgreich abgeschlossen haben.

★

Auf dem Bahnhof in K. sind junge Menschen aus allen Bezirken der DDR eingetroffen, die sich freiwillig für den Dienst in den Seestreitkräften bereit erklärten. Einige Offiziere der Dienststelle haben sich eingefunden — sie begleiten die Freunde zum Objekt. Dort begrüßen die Offiziere der Leitung der Dienststelle die Jugendlichen und stellen sich vor. — Bald sind die jungen Menschen auf die einzelnen Kompanien verteilt. — Ein steiniger, oft beschwerlicher und entsagungsreicher Weg liegt vor ihnen, an dessen Ende der erste Schritt in der Ausbildung für den Matrosen unserer Seestreitkräfte getan ist.

In der Kompanie des Genossen Leutnant Richter

Ein Blick auf den Dienstplan: Schießausbildung, das lMG ist an der Reihe; Grundausbildung — Gewehrgriffe, aber auch das Hinlegen und Aufstehen mit der Waffe lernt der Matrose. Natürlich dürfen der Sport und die Dienstkunde nicht fehlen. Das Waffenreinigen und der Zeugappell beschließen diesen Tag in der Kompanie.

Im Unterrichtsraum wird Schießausbildung gelehrt. Maat Zimmermann erklärt den jungen Matrosen das Reinigen und Ölen des lMG. An der Waffe und mit dem Anschauungsmaterial, das er selbst zeichnet, versteht es der Maat, verständlich und einprägsam das notwendige Wissen zu vermitteln. Daß dem so ist, zeigen die 10 Minuten Wiederholung am Ende der Stunde, nachdem die Lehrfragen behandelt sind.

Aber auch in der 2×50-Minuten-Grundausbildung gibt Maat Zimmermann den Matrosen eine solide Grundlage für ihre weiteren Aufgaben. Übrigens ist er auch immer bereit, wie überhaupt alle Ausbilder an der Dienststelle, den Matrosen auch nach Dienstschluß zu helfen. Die Maate geben fast jeden Abend Konsultationen im Waffenunterricht, in der Dienstkunde und in der Sportausbildung.

Auch die Partei- und die FDJ-Organisation in der Kompanie helfen den



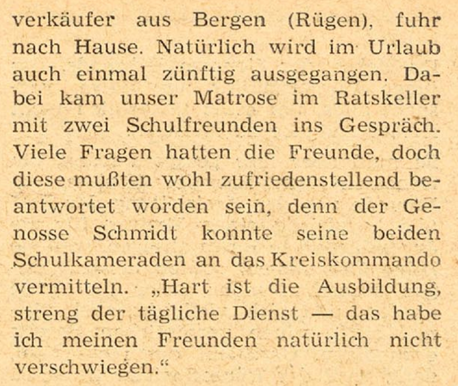
* Darüber kann in unserer nächsten Ausgabe nachgelesen werden.

Matrosen, das Ausbildungsziel zu schaffen. Obwohl die Organisationen noch recht jung sind, können sie doch erste Erfolge buchen. Die Parteiorganisation, deren Sekretär Leutnant Böckler ist, orientiert sich u. a. auf die Hilfe im Politunterricht. In der FDJ-Arbeit wird neben der kulturellen Freizeitgestaltung (in der Kompanie besteht bereits eine Mundharmonika- und eine Instrumentalgruppe) besonders die Bestenbewegung gefördert, wie uns der Sekretär Matrose Joswig in einer Unterhaltung erzählte.



Mir gefällt es hier mit all den Härten

Im Dezember vergangenen Jahres traten die jungen Matrosen an, um den Schwur auf die Arbeiter-und-Bauern-Macht zu leisten. Kurze Zeit danach kamen bereits 20 Genossen aus der Kompanie mit der Bitte zum Politstellvertreter, sich weiterverpflichten zu wollen. Unter ihnen ist der Matrose Bergau, ein FDJler, der bereits um Aufnahme in die Partei der Arbeiterklasse nachgesucht hat. Er kommt aus der Oberschule und möchte sich für sechs Jahre verpflichten. Sein Ziel ist es, die seemännische Laufbahn einzuschlagen und eventuell die Offiziersschule zu besuchen. Ihm gefällt der Dienst mit all seinen Härten.



Der Matrose Henning will fünf Jahre in den Seestreitkräften seinen Dienst tun. Er ist von Beruf Fleischer und möchte gern als „Smutje" auf einem Boot fahren. „Die militärische Grundausbildung macht mir Spaß, und ich meine, daß sie auch ein Matrose beherrschen muß."

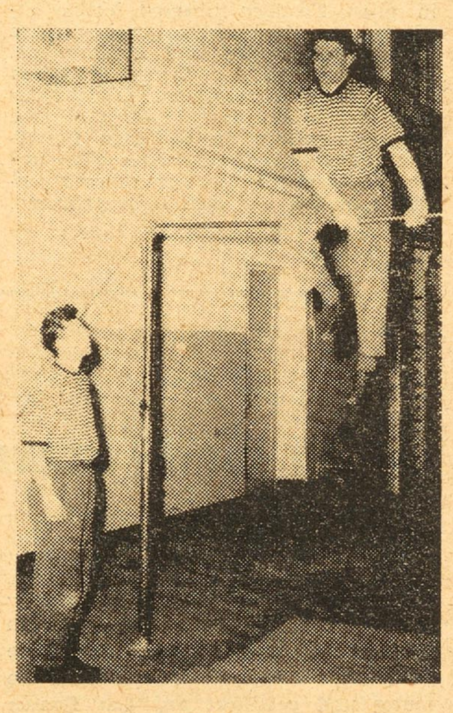
★

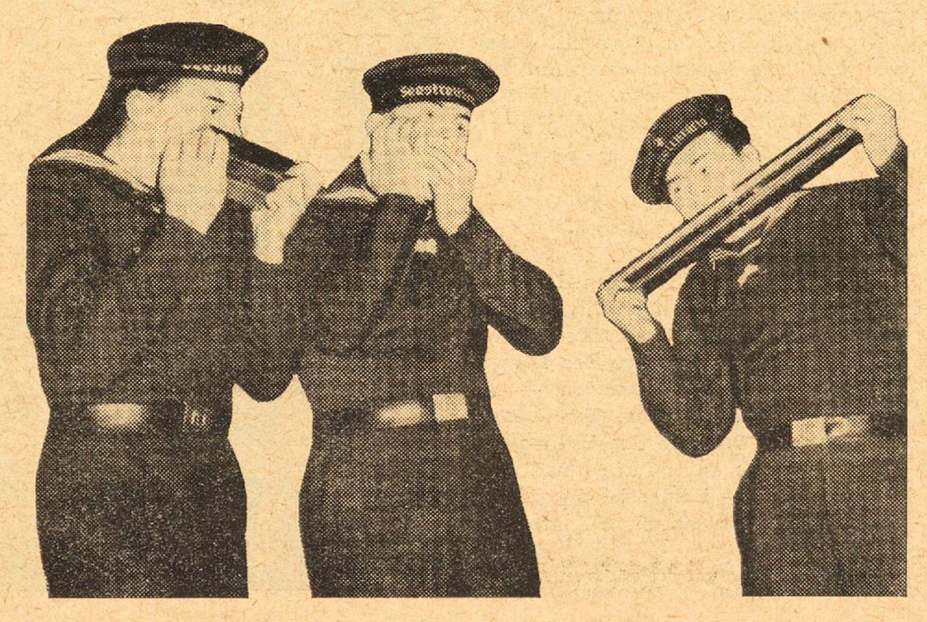
„Das Essen ist hier reichlich, und ich habe oft zu Hause nicht so gut essen können wie hier", meinte der Matrose Spitzer, der Maschinenschlosser aus Langburkersdorf (Sachsen). Er war im Neujahrsurlaub in seinem Heimatort. Verständlich, daß der junge Matrose, der ehemalige FDJ-Sekretär des Dorfes, mit den Jugendfreunden über seine ersten Eindrücke bei unseren Seestreitkräften sprach. — Übrigens, keine schlechten Eindrücke, die er vermitteln konnte. Und das Ergebnis: Einer seiner Freunde wurde bereits in der gleichen Einheit eingestellt.

Doch das ist kein Einzelfall. Auch der Matrose Wolfgang Schmidt, der Fachverkäufer aus Bergen (Rügen), fuhr nach Hause. Natürlich wird im Urlaub auch einmal zünftig ausgegangen. Dabei kam unser Matrose im Ratskeller mit zwei Schulfreunden ins Gespräch. Viele Fragen hatten die Freunde, doch diese mußten wohl zufriedenstellend beantwortet worden sein, denn der Genosse Schmidt konnte seine beiden Schulkameraden an das Kreiskommando vermitteln. „Hart ist die Ausbildung, streng der tägliche Dienst — das habe ich meinen Freunden natürlich nicht verschwiegen."

Wir schließen damit unser Notizbuch, denn um 20 Uhr gastiert im Klub der Dienststelle eine Kulturgruppe. — Das wollen sich unsere jungen Matrosen natürlich nicht entgehen lassen.

— d





Günter und Johanna Braun

„Preußen, Lumpen und Rebellen"

Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung
200 Seiten, Ganzleinen, 5,10 DM

Die Geschichte dieses kleinen Buches erzählt von den bewaffneten Gruppen der revolutionären Kämpfer von 1849 in Baden. Ein Teil der revolutionären militärischen Traditionen unseres Volkes wird hier zwar skizzenhaft, aber dennoch plastisch und trefflich gezeichnet.

Die Geschichte des Buches umfaßt nur wenige Tage des Jahres 1849, aber die Gestaltung des Stoffes läßt die wenigen Tage, die Helden des Buches, ihre Gedanken und Wünsche, wie in einem Brennspiegel zusammenfließen und die Grundfragen der Revolution sichtbar werden. Da ist keine schematische Darstellung der Charaktere, sondern bunte, lebendige Vielfalt des Lebens. Die Helden der Revolution sind keine Idealgestalten, sondern lebendige Menschen mit all ihren Vorzügen und Mängeln, sind Kinder ihrer Zeit und ihrer Verhältnisse. Da ist neben dem Haupthelden, Leutnant Steffen, der Schmied Beermann, der weiß, was er von der Revolution erwartet, und zum Bindeglied der auseinanderstrebenden Interessen wird, da ist neben dem Landsknechtstyp Fry, der sich nicht unterordnen will, aber ein mutiges Kämpferherz besitzt, der Bauer Röseler, der auf keinen Menschen schießen will, auf Posten schläft, in die Hände der Preußen fällt und erschossen wird. Da ist auch der preußische Soldat Schmidt, der seinen Weg von den Preußen zu den bewaffneten Kräften des revolutionären Volkes findet. Dies sind nur einige Gestalten und Probleme des Inhalts.

Es ist ein lehrreiches und nützliches Buch für die Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere der Nationalen Volksarmee, das wert ist, mehr als einmal gelesen zu werden.

Major Missuweit



Joseph Belli

„Die rote Feldpost"

Verlag Rütten & Loening
296 Seiten, Halbleinen, 5,20 DM

In seinen Lebenserinnerungen erzählt Joseph Belli die spannenden, oft sogar heiteren Episoden vom aufopferungsvollen Kampf der „Roten Feldpost" zur Verbreitung der illegalen Zeitung „Der Sozialdemokrat" im Bismarckschen Deutschland. Die besten und aktivsten Mitglieder der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschlands, ständig der Verfolgung durch die Polizei ausgesetzt, fanden immer neue Mittel und Wege, um die im Ausland gedruckte Zeitung über die Grenze nach Deutschland zu schmuggeln, und sie schlugen den zahlreichen Polizeispitzeln dabei manches Schnippchen. In diesem harten Ringen erstarkte die Partei, festigte ihre Reihen und wuchs zu einer mächtigen Kraft, trotz der vielen Lücken, die in ihre Organisation geschlagen wurden.

Joseph Belli gibt uns mit diesem Buch Einblick in einen wichtigen Abschnitt der Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung, in die Zeit der Entstehung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschlands. Es ist die Zeit der Entwicklung des Kapitalismus in Deutschland und des Auftretens des Proletariats als selbständig handelnde gesellschaftliche und politische Kraft.

Die Erinnerungen Joseph Bellis sind für uns heute besonders wertvoll, beweisen sie doch, daß die Arbeiterklasse die Kraft und auch die Mittel besitzt, um den Kampf um die demokratische Wiedervereinigung Deutschlands und den Aufbau des Sozialismus siegreich zu beenden.

Hauptmann Hochmuth

Franz Fühmann

Der Volksarmee zum Geburtstag



Ein Geburtstagsgruß für ein Einjähriges – da denkt man daran, daß es, für eine gute Sache, seit je Wunderkinder gegeben hat.

Als Herakles, so erzählt die griechische Sage, gerade ein Jahr alt war, tötete er, seine Arme aus der Wiege reckend, zwei riesige Schlangen, die geschickt waren, ihn zu erwürgen. Er erlernte, heranwachsend, mit dem Waffenhandwerk auch die Wissenschaft und die Künste; er fand es nicht unter seiner Würde, selbst die gröbste Arbeit zu tun, wenn sie notwendig war, und er tat selbst die gröbste Arbeit mit Verstand. Er war stark, klug und großherzig; er reinigte Griechenland von menschenvernichtenden Ungeheuern, und sein Name hatte einen solchen Klang, daß alle Räuber und Menschenfresser sorgsam die Stätte, wo er sich aufhielt, mieden. Unter seinem Schutz blühten die Künste und die Wissenschaften; man nannte ihn den Anführer der Musen.

Möge unsere Nationale Volksarmee wachsen und gedeihen: Stark, klug und großherzig! Möge es uns allen im Kampfbund der Völker gelingen, die Menschenfresser von heute in den Schranken zu halten, ohne daß unsere Streitkräfte beweisen müssen, welchen Kampfgeistes und welchen Heldenmutes sie fähig sind.

Franz Fühmann

und wie die Alten sungen ...

Von Oberleutnant Rudi Strahl

Ich stand vor der Versammlung und wetterte mit tönender Stimme wider eine Unsitte, der ich zwar in jungen Jahren selber gehuldigt hatte, ja, der ich sogar noch heute dann und wann verfalle, die mir aber im Prinzip schon lange ein rechtes Unbehagen verursacht. „Seht, Genossen“, sagte ich, „neulich war ich bei meinem Urgroßvater zu Gast, der in wenigen Tagen seinen hundertsten Geburtstag feiern wird. Morgens, im Badezimmer, sang ich jenes Lied vor mich hin, das ich vorhin und in den letzten Jahren jeden Tag bei euch gehört habe, wenn ihr durch die Straßen marschiert und den kleinen Mädchen imponieren wollt, eben jenes Lied vom Ausgang eines Dörfeleins, an dem ein kleines, wildrosenumranktes Haus steht und in dem, wenn die blutrote Sonne endlich untergegangen ist, zwei nette Äuglein dem Morgen entgegenschlummern. Lacht nicht — es war die Macht der Gewohnheit. Wie sehr erstaunte ich aber, als mein guter alter Urgroßpapa in den Gesang einstimmte und alle drei Strophen mitsang, ohne sich auch nur einmal zu verhaspeln. Als ich das Badezimmer verließ, zwinkerte mir der alte Herr mit einem Auge zu und sagte in wehmütig-freundlicher Erinnerung: ‚Ja, das waren noch Zeiten, mein Junge. Ich habe bei den kaiserlichen Ulanen gedient, und das war das Leiblied unserer Kompanie. Und wenn wir durch die Straßen marschiert sind und die Mädchen schauten aus den Fenstern, uns nachwinkend ...‘

Mein Urgroßvater verjüngte sich zusehends, schulterte seinen Krückstock wie eine Lanze und begann singend durch das Zimmer zu marschieren:

‚... grüß mir die Heimat, grüß Karin, mein Glück ...‘

Mir grauste es, denn sofern die also besungene Karin nicht von der gleichen Zählebigkeit gewesen war wie mein Urgroßvater, mußte sie längst ihren letzten Schlaf schlafen, und selbst wenn sie noch lebte, dürften der Glanz ihrer Augen und die goldblonde Pracht ihrer Zöpfe längst verblaßt sein. Es sind immerhin achtzig Jahre, die zwischen der Ulanenzeit meines Urgroßvaters und dem heutigen Tag liegen.

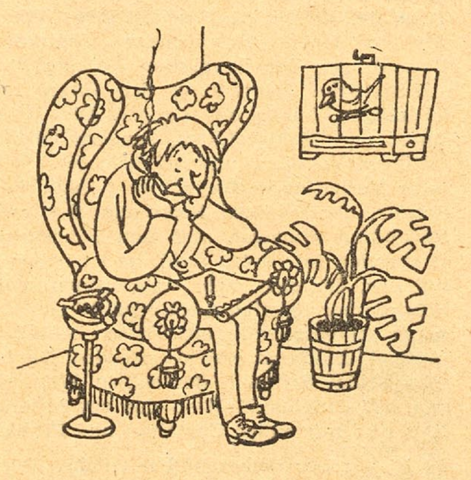
Mein Urgroßvater war jedoch in seinem Element. Nach und nach mußte ich alle möglichen Lieder mit ihm durchsingen, alles Lieder, die er kannte, und mir grauste abermals, denn ich — ich kannte sie auch. Ihr kennt sie auch, mein Himmel, denn ihr singt sie ja jeden Tag ...“

Ich redete mich in Eifer. Ich sprach über den beinahe mosaischen Ursprung dieser Lieder, mit denen sie jeden Tag die Fensterscheiben im Städtchen zittern machen, über diese unseligen Lieder, die so maßlos kitschig sind, daß man sie nach einmaligem Zuhören schon mitsingen kann und die sich von einer Soldatengeneration auf die andere vererben, diese entsetzlichen Lieder, an die man sich so gewöhnt, daß man sie sogar in der Badewanne, im fröhlichen Zecherkreis oder bei einer Eisenbahnfahrt anstimmt, wenn einem danach zumute ist. Ich sprach mir meinen eigenen Kummer von der Seele, und die Versammelten grienten mich verständnisvoll an. Ihnen ging es nicht anders, das wußte ich ganz genau.

„Jungens“, sagte ich seufzend, „es geht wirklich nicht so weiter. In allem marschiert der Fortschritt: In der Gesellschaft, in der Technik, in der Landbestellung — nur nicht in unseren Marschliedern. Man schickt sich an, den Mond zu besuchen, man baut Fernsehgeräte, man eilt mit Siebenmeilenstiefeln einer Zeit zu, in der man mit Hilfe der Atomkraft die Welt auf den Kopf stellen kann ... Wir aber ziehen mit den gleichen Liedern durch die Straßen, die wahrscheinlich schon die ersten Menschen gesungen haben. Ich frage euch: Soll das so weitergehen?“

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und sah mich erwartungsvoll um. Einige grienten immer noch, andere zuckten die Schultern, als wollten sie sagen: ‚Ja ja, du hast schon recht, aber was soll man denn tun, zum Kuckuck?‘ Endlich hob einer die Hand und stand auf. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Endlich einer, dessen ruhiges, bedächtiges Gesicht Hilfe versprach. Er zeigte auf mich und sagte gemessen: „Und wie ist es denn mit dir, Genosse? Du schreibst allen möglichen Unfug, neulich ist wieder ein Büchlein mit deinen Blödeleien erschienen, du hast, wenn ich so sagen darf, ein bißchen Talent und weißt, wie man so etwas macht ... Jawohl, widersprich mir nicht, ich habe auch schon irgendwo etwas Gereimtes von dir gelesen ... Warum schreibst du nicht selbst ein Lied für uns?“

Ich erschrak zu Tode. Vergeblich bemühte ich mich, Gehör zu finden. Die anderen schrien durcheinander: „Jawohl, gerade er ... Warum nicht ... Ein Lied soll er schreiben ... Sofort,



gleich, auf der Stelle ... Wir beauftragen ihn damit ... Spätestens nächste Woche muß er es uns zeigen ... Für die Melodie finden wir schon einen ...“

Kurz, all mein flehentliches Händeringen half nichts, keine Ausrede, keine Entschuldigung — ich erhielt den Auftrag, ein Lied zu schreiben, das unserer Zeit entspricht, ein Marschlied, das die alten radikal beseitigt und mit der gleichen Hingabe gesungen werden kann wie jene.

Kaum meiner Sinne mächtig, ging ich nach Hause. Ich setzte mich in die Grübelecke und zerkaute sieben Bleistifte bei dem vergeblichen Versuch, einen Anfang zu finden. Ein Bogen Papier nach dem anderen wanderte vollgekritzelt und zerknüllt in den Papierkorb. Ich stöhnte, zerraufte mir das Haar, beschwor alle guten Geister — vergeblich. Ich hätte ein Lied über das neue Wasserwerk schreiben können, ich fand ein Motiv für einen Mondfahrt-Song, alles, alles fiel mir ein, nur nicht der Anfang für den neuen Marsch.

Ich rief mir die Jahre ins Gedächtnis zurück, als ich in der zweiten Rotte marschiert war und immer beim Anstimmen geholfen hatte, es nützte nicht. Immer, wenn ich einen Faden gefunden hatte, sang mir eine versteckte Stimme die alten Lieder vor, und der kaum erfaßte Gedanke kroch beschämt in sich selbst zurück. Ich fluchte in einer Art und Weise, die jeden alten Seemann zum Erröten gebracht hätte. Auch das war müßig. Versuchsweise schrieb ich einen, wie ich hoffte, neutralen Anfang hin, einen Anfang, mit dem jedes Lied beginnen konnte:

„Am ...

aber während ich über die Ortsbezeichnung grübelte, malte meine Hand wie

von selbst und ganz ohne mein Zutun auf das Papier:

... Ausgang eines Dörfeleins
Da steht ein kleines Haus ..."

Stöhnend zerriß ich den Bogen und legte mir einen neuen zurecht. Da — wie ein Blitz schoß mir ein Gedanke durch den Kopf, so müßte es beginnen! Natürlich! Daß ich nicht gleich darauf gekommen war! Ich zückte die Feder und — in diesem Moment marschierte draußen eine Kompanie vorbei, die mit voller Lautstärke ein Lied sang — nun, was sie dort unten sangen, brauche ich wohl nicht extra zu sagen. Der blendende Gedanke verschwand auf Nimmerwiedersehen. Ich weinte vor Verzweiflung laut auf und — erwachte.

Alles, die Versammlung, meine Rede, den Kampf mit dem neuen Lied, ja selbst den vortrefflichen Einfall, der mir gekommen war, alles das hatte ich nur geträumt. Ich atmete auf, wie man nur aufatmen kann, wenn ein Alpdruck endlich gewichen ist. Ich dachte an meinen Urgroßvater und nahm mir vor, ihm zum hundertsten Geburtstag eine Kiste Zigarren zu schenken.

Als ich sie ihm brachte und ihm spaßeshalber meinen seltsamen Traum erzählte, lachte er vergnügt und ungläubig, wohl auch ein bißchen beleidigt, wie mir schien.

„Junge, du sollst das Alter ehren", sagte er mit erhobenem Zeigefinger. „Du sollst alten Leuten nichts vorschwindeln. Du willst doch nicht im Ernst behaupten, daß ihr noch diese Lieder singt?"

Beschämt gestand ich ein, daß es leider an dem wäre, daß ich keinesfalls geschwindelt hätte. Der alte Herr geriet in Zorn. Er wies mir nach, daß es so etwas nicht geben könnte, daß er es einfach nicht glaube und daß er mich enterben würde, wenn ich ihn weiter so dreist zum Narren haben wolle.

„Ich schwöre es dir, Urgroßvater", jammerte ich. Er sah mich vernichtend an und zeigte zur Tür.

„Hinaus", sagte er nur, „oder sage mir einen triftigen, glaubhaften Grund, daß ihr diese Lieder noch singt. Aber den gibt es ja gar nicht. Schäm dich, mein Sohn, einen alten Mann so zu belügen! Nun und nimmermehr singt ihr diese Lieder, es wäre einfach lächerlich ..." Ich fürchte, er hat recht.

Im Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung erscheint demnächst die lang erwartete, verbesserte zweite Auflage des Liederbuchs „Soldaten singen" — Wir empfehlen es bestens.

„Du bist mein – ich bin dein"

Von Unteroffizier Raimund Stang
und Unteroffizier Roland Benndorf

Es war im Mai des vergangenen Jahres. Seit Wochen waren wir drei, jeder für sich allein, regelmäßige Besucher des Klubs. Der eine übte sich im Klavierspiel, der andere sang Lieder und Arien — schon in der Schule war sein Talent entdeckt worden —, der dritte war ständiger Gast in der Bibliothek, er las Erzählungen und Kurzgeschichten und rezitierte auch ab und zu ein Gedicht, wenn eine Veranstaltung war.

Dann kam der Tag, an dem bei einer Unterhaltung der Vorschlag gemacht wurde, gemeinsam ein kleines Kulturprogramm zusammenzustellen und vorzutragen.

Wir drei lieben sehr das kulturelle Erbe, Lessings Fabeln, die Verse von Goethe, ein Klavierkonzert von Beethoven, Mozart oder Schubert. Die Schule und das Elternhaus haben uns die Schönheit und den Wert dieser Dinge erschlossen. Die meisten unserer Genossen besitzen jedoch noch eine gewisse Scheu gegenüber den kulturellen Werken der Vergangenheit — und nicht nur der Vergangenheit. Wir wollten ihnen mit unserem Programm helfen, einiges davon kennenzulernen. Vielleicht würde es für diesen oder jenen die erste Begegnung mit Goethe oder Schubert und Anregung für weitere Begegnungen sein. Natürlich — ganz selbstlos sind wir nicht — auch wir wollten dabei unsere Freude haben.

Anfangs glaubten wir, einige Schwierigkeiten seien nicht zu überwinden. So war es besonders schwer, einen gemeinsamen Probetag in der Woche zu finden. Und dann das Programm selbst, unter welches Motto würden wir es stellen? Da kam uns die Erfahrung unseres Bibliothekars zugute. Er hatte festgestellt, daß die Anthologie „Du bist mein — ich bin dein" — Verse über die Liebe — im Verhältnis zu anderen Veröffentlichungen klassischer Literatur am häufigsten gelesen wurde. Anscheinend sind Soldaten für Liebe und Humor nicht ganz unempfänglich. So machten wir den Titel dieser Anthologie zum Motto unserer Veranstaltung.

Bei der Auswahl der Darbietungen bestand die Schwierigkeit darin, Stücke zu finden, die sowohl unserem Thema entsprachen, als auch künstlerisch von uns bewältigt werden konnten. Eine große Hilfe waren uns dabei die Hinweise und Ratschläge verschiedener Fachkräfte des Theaters und der Volksmusikschule.

Wie sah nun unser Programm aus? Es hatte vor allem Werke der heiteren Klassik zum Inhalt, so z. B. das Lied vom Marottenbuben von Goethe und Beethoven, das Duett zwischen Hans und Kezal aus der komischen Oper „Die verkaufte Braut" von Friedrich Smetana und Gedichte von Lessing, Gellert und Körner.

Nach längerer Probezeit fand dann unsere erste Veranstaltung statt. Sie war zwar nur ein kleiner Erfolg, aber das genügte uns vorerst vollkommen. Von da an verbesserten und erweiterten wir unser Repertoire, so daß wir heute das Programm dem Niveau und Geschmack unseres Publikums entsprechend abwandeln können.

Aus der individuellen Freizeitgestaltung einzelner wurde so die systematische Arbeit einer kleinen Gruppe. Seitdem haben wir die literarisch-musikalische Stunde nicht nur vor Angehörigen der Nationalen Volksarmee, sondern auch in Krankenhäusern, Sanatorien, Feierabendheimen und Schulen gebracht.

Unsere Arbeit fand durch einen ersten Platz beim Volkskunstausscheid des Militärbezirkes eine schöne Anerkennung.

Wir wünschen uns einen recht regen Erfahrungsaustausch mit ähnlichen Gruppen, die auf Kompanieebene arbeiten, um durch eine schöpferische Diskussion die Arbeit unserer Gruppe zu verbessern und anderen — vielleicht — manche Anregung zu geben.

WOLKENBRUCH / Rudi Strahl

Als sie erwachten
Vom Schlaf, da machten
Die Wolken den Himmel zum grauen Tuch.

Es wackelt im Sturm
Selbst der Postenturm.
Solch Wetter! Solch Toben! Ein Wolkenbruch.

Man sollte meinen,
Die Wolken weinen.
Doch — eitel Friede herrscht im Haus —

Es ist ein Segen,
Des Regens wegen
Fällt heute morgen der Frühsport aus ...

Zum 125. Todestag von

Johann Wolfgang von Goethe

am 16. März 1957

Der Schatzgräber

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weitem,
Und es kam, gleich einem Sterne,
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben, als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis hinein.
Und er hieß mich freundlich trinken,
Und ich dacht': Es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein.

„Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst, mit ängstlicher Beschwörung,
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens!
Tages Arbeit, abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort."

*

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer Knecht.

*

Manches Herrliche der Welt
Ist in Krieg und Streit zerronnen;
Wer beschützet und erhält,
Hat das schönste Los gewonnen.

1x1 des guten Geschmacks

Lieber Gerhard!

In meinem letzten Brief war ich mit den Vorschlägen, wie man geschmackvoll und schön ein Politaufklärungszimmer einrichten kann, eigentlich noch gar nicht fertig geworden. Es fehlten noch all die kleinen Dinge, wie Blumenvasen, Aschenbecher, Schreibtischgarnituren usw., die nun einmal mit dazu gehören, und die ein großes Übel sein können, nämlich Kitsch. Und dieses Übel ist es schon wert, sich in einem neuen Brief mit ihm auseinanderzusetzen.

Du wirst fragen, ob es in unserer heutigen Zeit und für Soldaten nicht dringendere Anliegen gäbe, als eine Auseinandersetzung mit dem Kitsch. Wir bauen den Sozialismus auf, kämpfen gegen die Remilitarisierung, Ihr erhöht Eure Einsatzfähigkeit. Was soll da dieses Kämpfchen? Es gehört mit zum Aufbau des Sozialismus, dieses Kämpfchen gegen den Kitsch.

Du willst wissen, was Kitsch eigentlich sei. Ja, wenn es so einfach zu erklären wäre. Man sagt, Kitsch ist Kunstersatz. Um ihn von Kunst unterscheiden zu können, muß man sich mit Kunst beschäftigt haben, sonst kauft man Kunsthonig an Stelle von Kunst. Dein Vater war Fabrikarbeiter. Er hatte kaum Geld noch Zeit und Gelegenheit, sich viel um Kunst zu kümmern und in Dir das Bedürfnis nach guten Bildern, nach dem Theater und nach schöngeistigen Büchern zu wecken. Und doch machen gute Bücher, die Musik und die Werke der Malerei das Leben erst reich. Du hast heute in unserem Staat die Möglichkeit, Dir diese Werte anzueignen, nutze sie. Doch sie fallen Dir nicht in den Schoß. Willst Du sie haben, kostet es Dich Mühe. Du mußt Dich mit ihnen beschäftigen. Und da kommt der Kitsch, er bietet sich Dir billig an. Du kannst ihn mühelos haben und hast dazu die Illusionen, Du habest Kunst. Er steckt in einem Mäntelchen, das sieht auf den ersten Blick ganz echt und gediegen aus, aber was drinsteckt, ist hohl und wertlos.

Der Kitsch steht wie eine Trennwand zwischen Dir und der Kunst, er hält echten Kunstgenuß von Dir fern und gibt Dir dafür eine Lüge.

Auch darüber, wie das Bedürfnis nach Kitsch entstand — es ist eine lange Geschichte —, will ich Dir einiges erzählen. Der Fürst wollte ein Kaiser sein, der Bürger ein Fürst und der Kleinbürger ein wohlhabender Bürger. Jeder wollte den Prunk seines Vorbildes nachahmen, hatte aber nicht die Mittel dazu. Dieses Prunkenwollen wurde von der Industrie ausgenützt. Man baute Möbel mit viel angeklebten Schnörkeln, die geschnitzte Stilmöbel ersetzen sollten, goß seelenlose, billige, rosa Tänzerinnen z. B. als Meißener-Kändlerfigurenersatz usw.

Auch in der Literatur gibt es solch einen Kunstersatz. Der gute reiche Fürst heiratete die arme Näherin usw. Solche und ähnliche Themen behandelte z. B. Courths-Mahler.

Keiner von uns wird sein Leben nach dem Vorbild eines Großgrundbesitzers gestalten, und doch geschieht dies oft bei der Auswahl der Gegenstände, die uns umgeben. Wir ahmen die Untugenden der alten Gesellschaftsordnung nach. Haben wir es nötig, uns eine Welt vorzutäuschen, die nicht die unsere ist, eine Traumwelt? Damit will ich nicht sagen, daß wir nie träumen sollen. Aber wir wollen eine klare Atmosphäre ohne Lügen. So klar wie die Umwelt des Menschen. so ist er auch selbst. Der Mensch formt seine Umwelt, aber sie wirkt dann auch auf ihn ein. Und deshalb ist das Kitschkämpfchen so wichtig. Denn auch bei uns gibt es massenweise Kitsch. Jedes Gebiet der Kunst ist von ihm umlagert. Man kann die Kitschproduktion nicht verbieten. Du und ich, wir müssen helfen, daß er aus unserem Leben verschwindet. Oft ist auch der Kitsch in unseren Politaufklärungszimmern heimisch, und damit bin ich wieder beim Thema.

Habt Ihr etwa auch noch aus Kaisergoldimitation Ranken, dicke Rahmen und Leisten in Eurem Raum?

Und erst die scheußliche, nichtssagende Gipsbüste — was für einen Zweck soll sie eigentlich erfüllen? Ich will nicht gegen Gipsbüsten im allgemeinen sprechen. Platte, naturalistische Darstellungen, ohne Sinn für die gute, plastische Form, solche meine ich. Kennst Du die Büste von Mao Tse-tung, die Professor Seitz modellierte? Oder die Karl-Marx-Büste von Nationalpreisträger Cremer? Du kannst sie Dir ansehen, denn es gibt Bücher über die Arbeiten beider Plastiken. Harmonische, plastische Formen, menschliche Größe im Ausdruck, das Typische wurde von ihnen gestaltet.

Wie sehen denn Eure Aschenbecher, Eure Schreibunterlagen und Lampenschirme aus? Was soll das Porzellanhündchen auf dem Aschenbecher, der Hirsch auf der Schreibunterlage und die Blume auf dem Lampenschirm? Klare, zweckmäßige Formen in dezenten Farben, die höchstens eine Dekoration besitzen, die ihre Form unterstreicht, erfüllen besser ihren Zweck.

Ich möchte noch soviel sagen über Reiseandenken, kitschige Filme, guten und schlechten Schmuck, über Kleidung, Stoffe und Gardinen, auch über Fotos, denn auch da gibt es Kitsch. Vielleicht siehst Du Dich mit Deinen Genossen einmal um und hilfst mir dabei, den Kitsch aus unserem Leben zu verbannen.

Darum bittet Dich

Deine Marianne

Andre Asriel:

C'est si bon

„C'est si bon . . . es tut so gut, Dich zu lieben, es tut so gut, von Dir geliebt zu werden, es tut so gut, zu leben . . ."

Der französische Chansonsänger **Yves Montand** besuchte in diesen Tagen die Deutsche Demokratische Republik. Wenn man ihn gehört hat, kann man nicht genug bedauern, daß es keine Schallplatten mit seinen Chansons zu kaufen gibt.

Aber selbst wenn man ihn im Radio hört, kann man ihn nur halb schätzen, denn er ist ein Typ Bühnenkünstler, den wir nicht besitzen. Er singt mit kleiner, wohlklingender Stimme, aber er tanzt auch, er hat von der pantomimischen Kunst Jean-Louis Barraults gelernt, er ist Akrobat und Schauspieler — alles in einer Person. Zwar gibt es bei uns bessere Sänger oder bessere Tänzer, aber keiner kann diese verschiedenen Künste so vereinen, wie es Montand kann.

In Frankreich ist der Chansongesang eine nationale Tradition. Es gibt unzählig viele Chansonsänger, und manche von ihnen machen sich ihre Chansons selber. Die **Art** des Vortrags hat Yves Montand mit ihnen gemein, aber der **Inhalt** seiner Chansons unterscheidet ihn von den meisten.

Das Chanson (franz.: Lied) ist ein Mittelding zwischen Schlager und Volkslied. Vom Schlager hat es die Leichtigkeit und die Sentimentalität, aber nicht die Dummheit, vom Volkslied die Echtheit, die Innigkeit.

Yves Montand wird von einer fünfköpfigen Kapelle begleitet: Bob Castella — Klavier, Marcel-Jean Azzola — Akkordeon, Henri Crolla — Gitarre, Emmanuel Soudieux — Baß und Roger Paraboschi — Schlagzeug. Ich habe jeden Künstler beim Namen genannt — denn diese Kapelle unterscheidet sich nicht durch ihre Besetzung von unseren Kapellen, sondern dadurch, daß jeder einzelne von ihnen ein Meister seines Instruments ist, allen voran Crolla, ein Gitarrespieler, wie es nur wenige gibt.

Yves Montands Chansons haben stets einen tieferen Sinn und stehen immer mitten im gegenwärtigen Leben. Das Großartige an ihnen ist einmal, daß sie ernste Probleme bringen, ohne jemals häßlich oder laut zu werden, zum anderen, daß sie verstehen, dem Alltag des Arbeiters Poesie und Schönheit abzugewinnen. Aber ob es sich wie in dem Chanson „La Marie — Vision" (Marie mit dem Nerzmantel) um die Hoffnungslosigkeit einer alternden Prostituierten, oder wie in „Donne-moi des sous" (Gib mir Geld) darum handelt, daß ein gutmütiger Mann von seiner Frau so weit gebracht wird, daß er schließlich sein Herz auf die Pfandleihe trägt — immer schwingt jenes „C'est si bon!" als Unterton mit. Er erzählt, welche Schönheiten das Leben dem Arbeiter bringt — der Rummelplatz, die großen Einkaufsstraßen von Paris —, er erzählt von den Träumen des kleinen Schuhputzers und von denen des Fernlastfahrers und er zeigt gleichzeitig, daß der Rummelplatz für manchen Arbeiter schon das Glück bedeuten muß, daß die schönen Geschäfte viel zu teuer sind für ihn, daß der Schuhputzer tagaus, tagein dennoch nur Schuhe putzt und der Fernlastfahrer keine Zeit hat, auf die Schönheit des Abends zu achten. Aber Montand bestreitet nie, daß die Boulevards schön sind, daß die Arbeiter träumen, sondern er baut seine Chansons, so bitter sie sein mögen, stets auf das Schöne auf. Er verbindet die Politik mit dem Lächeln.

Spricht er von der Straßendirne Marie, dann berichtet er erst von ihrem Nerzmantel: „. . . und wenn Marie genug getrunken hat, findet sie das Leben schön und prahlt, daß ihr alle Männer nachliefen — nur wenn sie nüchtern ist, erzählt sie manchmal, daß sie ihre Jugend vergeudet, ihre Hoffnung auf Kinder aufgegeben hat. Sie hat die flüchtige Liebe gewählt — für den Nerzmantel. Macht es nicht wie sie!"

Bei uns in Deutschland würde man ein solches Thema grau und häßlich, abstoßend gestalten. Varnay und Heyral, die Autoren dieses Liedes, „hängen es" am Nerzmantel und am Glanz der Straßen „auf" — sie machen eine freche, etwas sentimentale Musik, und ganz leise klingt doch jenes „C'est si bon — c'est si bon" — trotz alledem, mit. Das ist der Grundgedanke der Chansons von Yves Montand.

Und dieser Gedanke ist spürbar in seinen grimmigsten Liedern, die sich gegen den Krieg wenden, wie in den leichten Liebesliedern oder den zwerchfellerschütternden Satiren auf das Allzumenschliche.

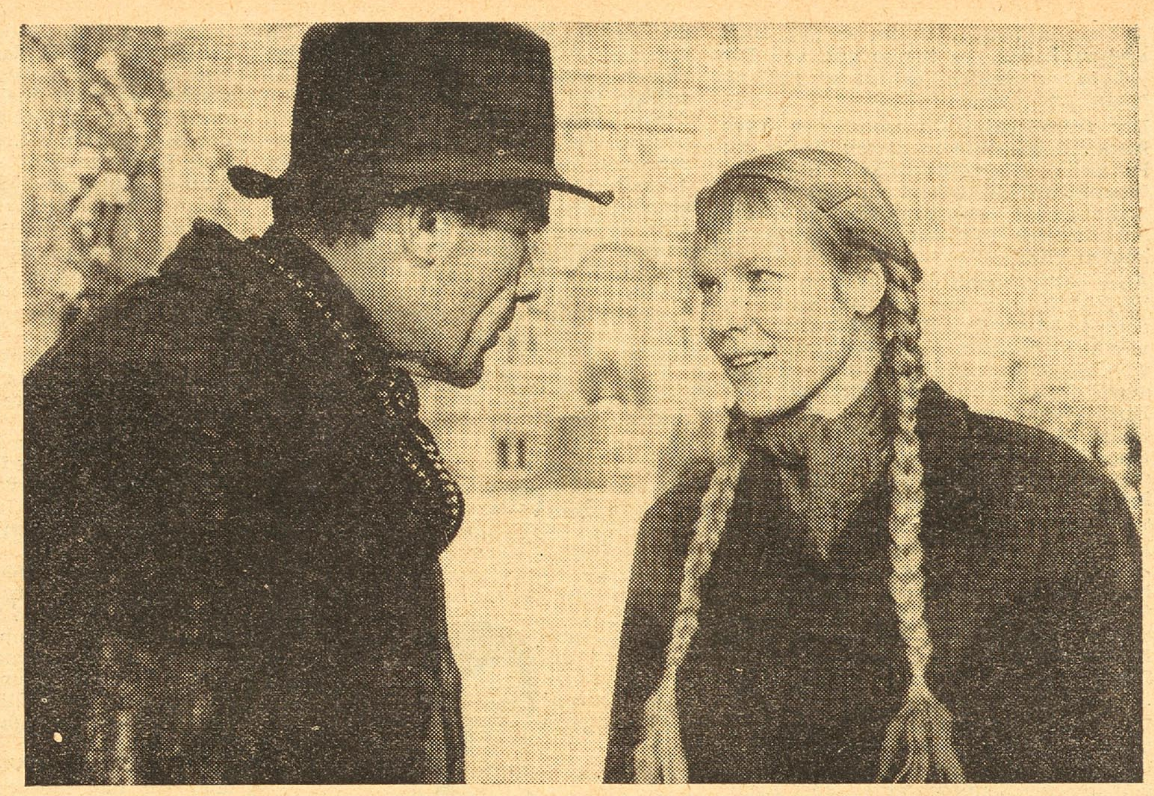
Er nimmt seine Themen aus dem Leben, aber — und hier ist das Besondere — er gewinnt ihnen Schönheit ab und kann so ein Publikum belehren und begeistern, ohne es jemals abzustoßen. Er bleibt Mozarts Grundsatz treu, nach dem Musik nie häßlich werden dürfe, auch wenn sie Schreckliches auszudrücken habe.

Noch einen großen Vorsprung hat Montand vor den meisten unserer Sänger und Vortragskünstler: Nie hat man das Gefühl, daß er etwas „besseres" sein wolle, als die Arbeiter — er ist Fleisch und Blut vom französischen Arbeiter: vom Schuhputzer, vom Fernlastfahrer, vom Arbeiter der Autofabrik Citroën. Er kennt den Söldner, „der in den Krieg zieht, im Tornister den Marschallstab, Lieder im Herzen, Blumen am Gewehr und der, wenn er wiederkehrt, einfach Schwein gehabt hat, einfach Schwein und nicht mehr."

Nur sie sind sein Thema. Denn Yves Montand ist seiner Herkunft treu geblieben. „Er ist in Italien, in der Nähe von Florenz geboren. Der heute Fünfunddreißigjährige ist Sohn eines Bauern. Als Mussolini ans Ruder kam, emigrierte sein Vater nach Frankreich, nach Marseille. Yves wuchs auf unter den Arbeiterkindern der großen Hafenstadt, mit zwölf ist er Laufbursche in einer Konservenfabrik, mit vierzehn Friseurlehrling, und schon damals schlug er sich mit den ‚flics', den französischen Polizisten herum, die Jagd auf streikende Arbeiter machten." (Nach einem Artikel Francis Le Gallois im „Sonntag".)

Montand erzählt: „Ich bin von Arbeitern erzogen worden. Ich war selber Arbeiter, und es war schwer. Ich habe die saure Erfahrung der Ausgebeuteten gemacht . . . Ich versuche, aus meinen Liedern so etwas wie ein Erkennen zwischen Genossen zu machen."





Karla Runkehl und Raimund Schelcher zeigen in den Rollen als Annegret und krummer Anton eindrucksvolle, unvergeßliche Leistungen

Schlösser und Katen

oder „Die Geschichte vom Schein" / Von Oberleutnant Erwin Burkert

Nationalpreisträger Kuba hat auf dem 4. Deutschen Schriftstellerkongreß die Theorie dargelegt, die Grundlage seines Films „Schlösser und Katen" ist, „daß bei uns in der Deutschen Demokratischen Republik jeder einzelne Mensch in sich seine Revolution durchzumachen hat".

Grundlage des Films?

Ein verfilmter Leitartikel? Ein Rückfall der DEFA?

Nein. Das läuft nicht ab als bloße Illustration von Thesen, das sind keine „Sprachröhren des Zeitgeistes". Der Film ist ein großes Epos eines Mecklenburger Dorfes, erregend, spannungsgeladen und lebendig.

Also ein Bauernfilm — der Bauernfilm der DEFA über die Bauern unserer Tage?

Ja und nein. Der Film will die Wahrheit über das Leben erzählen, indem er Schicksale aus unseren Tagen schildert: Das Schicksal des krummen Anton — der nicht nur körperlich ein Krüppel ist, sondern durch die „Herrschaft" auch geistig verkrüppelt wurde —; seiner Frau Marthe, einer ehemaligen „Bedienten", und der Annegret, der Tochter der Marthe und des „ganz edlen Herrn von Holzendorf"; der anderen Mägde und Knechte des Mecklenburger Junkers, der Neubauern und der Altbauern, der Traktoristen und der Großbauern, der Kommunisten und der Reaktionäre. Der Film zeigt uns Menschen in dieser Zeit des Übergangs, in der wir in unserem Lande die Vorgeschichte der Menschheit, die Zeit der Ausbeutung und Unterdrückung der Vielen durch die Wenigen überwinden und in die eigentliche Geschichte der Menschheit eintreten. Er macht die Kämpfe sichtbar, die die Menschen in ihrem Innern mit all dem ausfechten müssen, das sie an die Vergangenheit bindet und immer wieder aus dem Heute in das Gestern zu zerren versucht.

Und deshalb ist er auch wiederum kein Bauernfilm, sondern ein Kunstwerk, das Menschen aus der Stadt genauso viel zu sagen hat wie Menschen aus dem Dorf. Das ist in der Fabel des Filmes begründet, in der Geschichte vom Schein.

Der krumme Anton erhält 1945, als die Herren vor den einrückenden Soldaten der Sowjetarmee flüchten, aus der Hand des Herrn von Holzendorf einen Schein, in dem dieser ganz edle Herr Annegret, die Tochter der Marthe, de facto als das anerkennt, was sie ist: sein leibliches Kind, die Folge eines gräflichen Fehltritts. Der Schein enthält außerdem die Versicherung, daß Annegret am Tage der Hochzeit oder ihres dreißigsten Geburtstages 5000 Mark und eine Aussteuer erhält. Der krumme Anton baut nun seine ganzen Pläne auf diesen Schein, der ihm genommen wird, den er sich wieder erkämpft, der verlorengeht und den die gräfliche Familie endlich zurückfordert, weil sie glaubt, daß am „Tag X" die Rückeroberung ihres Gutes durch die Ansprüche des leiblichen, wenn auch unehelichen Kindes Annegret behindert werden könne; denn ihre Ehe ist kinderlos. Der krumme Anton aber — schwer geprüft und durch bittere Erfahrungen eines anderen belehrt (nicht zuletzt durch den als „Tag X" geplanten 17. Juni 1953) — zerreißt diesen Schein. Er zerreißt den „Schein" eines Lebens, das kein Leben ist, weil es das Leben des Schachers und der Erniedrigung ist. Er zerreißt für sich das, was bei anderen kein Schein aus der Hand eines Grafen ist, sondern irgendein anderer „Schein", der sie aber ebenso an die alte Art zu denken, zu fühlen und zu leben bindet.

Der Film ist kompromißlos in der Suche nach der Wahrheit des Lebens. Und so sehen wir in ihm auch einprägsame Charaktere und Gesichter. Sie sind wahr und darum lebendig. Die Darsteller des Films fanden dankbare Aufgaben. Es gelingen ihnen unter der Regie von Kurt Maetzig Gestalten, die man so schnell nicht vergißt: Da ist der krumme Anton Raimund Schelchers, die Annegret Karla Runkehls... Viele gute Namen, viele gute Leistungen. Wen nennen, wen weglassen? Wir sehen Bilder, die haftenbleiben: Die zitternden Händlerfiguren auf dem Tisch des Gutsinspektors, die aneinanderklappen, weil sowjetische Panzer ins Dorf einfahren; die pflügende Gruppe auf einem Hügel; der Dorfteich im Winter...

Also alles eitel Sonne? Natürlich ist manches auch weniger gelungen. Aber der Film ist endlich ein Stück gestaltete Gegenwart aus unserer Deutschen Demokratischen Republik, so gut gestaltet, wie die DEFA bisher nur Stoffe aus unserer Vergangenheit meisterte.

Zentrales Armeesportfest im August

Sicher wird es viele interessieren, wann und wo die Armeesportvereinigung „Vorwärts" in diesem Jahre ihre Meisterschaften in den einzelnen Sportarten austrägt. Aus diesem Grunde haben wir hier eine kleine Statistik zusammengestellt, in der die wichtigsten zentralen Wettkämpfe enthalten sind. Wir erfüllen damit einen Wunsch zahlreicher Leser der „Armee-Rundschau" und hoffen, daß sich alle Armeesportgemeinschaften an Hand der feststehenden Termine systematisch und zielgerichtet auf die Armeemeisterschaften vorbereiten. Wir wünschen „Hals- und Beinbruch"!

29. bis 31. März in Döbeln:
Armeemeisterschaften im Schwimmen (Halle) der Männer; Einzel- und Staffelwettbewerbe.

14. April in Zittau:
Waldlaufmeisterschaften (Einzel- und Mannschaftswettbewerbe) der Männer, Frauen, Jugend A und Jugend B.

25. bis 26. Mai in Stralsund:
Einzel- und Mannschaftskämpfe im Gewichtheben.

29. Mai bis 1. Juni in Potsdam:
Armeemeisterschaften im Boxen (A- und B-Turnier).

2. Juni in Dresden:
Armeemeisterschaften (1. Durchgang) im Motorgeländesport; Einzel- und Mannschaftswettbewerbe in den Klassen 125 ccm, 250 ccm, 350 ccm, über 500 ccm mit Beiwagen.

15. bis 16. Juni in Rostock:
Leichtathletikausscheidungen (Mannschaftskämpfe) der Männer, Klasse A (1. Durchgang).

29. bis 30. Juni in Bautzen:
Meisterschaftskämpfe (Einzel) der Männer und der Jugend in Gymnastik/Turnen (Meisterklasse und Leistungsklasse I—III).

5. bis 7. Juli in Kamenz:
Armeemeisterschaften im Schwimmen (Freiwasser) sowie im Wasserball für die Männer und die Jugend; Einzel- und Staffelwettbewerbe.

12. bis 14. Juli in Torgelow:
Endspiele (Fußball) im Wanderpokalturnier.

12. bis 14. Juli in Cottbus:
Endspiele (Feldhandball) der Männer im Wanderpokalturnier.

19. bis 21. Juli in Kühlungsborn:
Endspiele im Volleyball (Männer).

19. bis 21. Juli in Potsdam:
Leichtathletikmeisterschaften (Einzel und Staffel) der Männer, Frauen, Jugend A und Jugend B.

23. bis 25. August (Austragungsort wird noch bestimmt):
Zentrales Sportfest der Armeesportvereinigung „Vorwärts" (DDR-offen) mit internationalen Einladungswettkämpfen.

13. bis 15. September in Leipzig:
Armeemeisterschaften im Sportschießen (Einzel- und Mannschaftswettbewerbe) der Männer und Frauen.

14. bis 15. September in Erfurt:
Leichtathletikausscheidungen (Mannschaftskämpfe) der Männer, Klasse A (2. Durchgang).

28. bis 29. September in Eggesin:
Judomeisterschaften (Einzel- und Mannschaftswettbewerbe).

13. Oktober in Rostock:
Armeemeisterschaften (2. Durchgang) im Motorgeländesport; Einzel- und Mannschaftskämpfe in den gleichen Klassen wie beim 1. Durchgang.

18. bis 20. Oktober in Drewitz:
Anfängerturnier im Boxen.

16. bis 17. November in Stralsund:
Meisterschaftskämpfe der Männer in Gymnastik/Turnen (Leistungsklasse II—III).

Taschenbücher für das Sportabzeichen

Die Stiftung des Abzeichens „Bereit zur Arbeit und zur Verteidigung der Heimat" hat auch der Sportarbeit in der Nationalen Volksarmee neuen Auftrieb gegeben. Doch nicht immer gelingt es allen Genossen, die geforderten Leistungen zu erreichen; sei es, weil ihnen bestimmte Grundkenntnisse fehlen oder ihr Training der notwendigen Systematik entbehrt. Ihnen diese Lücke schließen zu helfen, hat sich der Sportverlag Berlin mit den im handlichen Kleinformat erscheinenden „Taschenbüchern für das Sportabzeichen" vorgenommen. Kurz und knapp, für jeden verständlich werden in diesen übersichtlich gegliederten und gut illustrierten Heften von erfahrenen Sportlehrern wirklich praktische Trainingsanleitungen für die wichtigsten Sportarten gegeben. Einleitend wird stets das Wesen der behandelten Sportart in gedrängter Form umrissen, während anschließend ihre Technik (mit ausführlichem Bewegungsablauf) anschaulich dargelegt wird. Es folgen verschiedene methodische Hinweise, die durch detaillierte Trainingsanweisungen — teilweise auf die einzelnen Jahreszeiten abgestimmt — ergänzt werden. Bisher sind in dieser Reihe erschienen:

Schmolinsky/Kiessling
„Kurz- und Mittelstreckenlauf";
24 Seiten; 0,80 DM.

Roewer/Schumann
„Weit- und Hochsprung";
40 Seiten; 1,20 DM.

Häckel/Haase
„Skilauf und Eisschnellauf";
56 Seiten; 1,50 DM.

Richter/Erstling
„Schwimmen"; 54 Seiten; 1,50 DM.

Krause/Nitz
„Erste Hilfe bei Sportverletzungen",
„Sporthygiene"; 36 Seiten; 1,00 DM.



Telegramm aus /4180 AUSL MOSKAU

DOROGIE TOVARISTCHI SERDETCHNO
POSDRAVLJAJU VAS S PRAZDNIKOM DNEM
NACIONALNOJ NARODNOJ ARMII JELAIU
NOVYCH USPECHOV V VASCHEJ
JIZNI W BOEWOJ I POLITITCHESKOJ
UTCHEBE W SPORTIWNOJ PODGOTOWKE
OT IMENI WSECH SOWETSKICH
ARMEJSKICH SPORTSMENOW PEREDAJTE
GORJATCHIJ PRIWET I DOBRYE
POJELANIJA WSEM SOLDATAM I OFICERAM
NARODNOJ ARMII WERNOJ ZASTCHITNICE
MOLODOJ GERMANSKOJ DEMOKRATITCHESKOI
RESPUBLIKI - WLADIMIR KUC

Werte Genossen!

Im Namen aller sowjetischen Armeesportler beglückwünsche ich Sie herzlich zum Tag der Nationalen Volksarmee und wünsche Ihnen neue Erfolge in der militärischen und politischen Ausbildung, im Sport und im persönlichen Leben. Allen Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren der Nationalen Volksarmee, der treuen Beschützerin der jungen Deutschen Demokratischen Republik, heiße Grüße und Wünsche.

WLADIMIR KUZ

Sport Foto Quiz

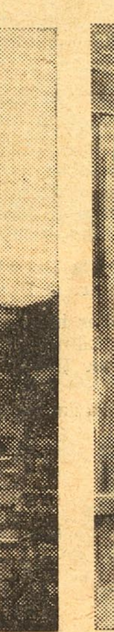


Wir freuen uns, liebe Leser, daß unser neues Rätselspiel — urteilt man nach den vielen Briefen, die wir bekamen — so großen Anklang bei Ihnen gefunden hat. Deswegen wollen wir es heute mit der zweiten Folge fortsetzen.

Wir haben uns wiederum drei Bilder ausgesucht, die sich diesmal mit dem Überwinden der Sturmbahn befassen. Sie enthalten einige charakteristische Fehler, die Sie, liebe Leser, herausfinden sollen. Dem Sieger winkt, wie immer, eine

PRÄMIE

(Sportbücher im Werte von 20,— DM und ein Jahresabonnement der „Armee-Rundschau")





Beim letztenmal gewann der Gefreite Horst Busche diesen Preis, weil er nicht nur einfach unsere Fehler richtigstellte, sondern das obendrein noch in einer sehr netten und originellen Art tat. Seine Verse, die er uns übersandte, wollen wir deshalb gleichzeitig als Auflösung bringen:

Bild 1:

So'n Reck ist ein verfluchtes Ding.
Wißt Ihr, wie's Genossen X erging,
als er über die Stange kiekte,
dabei vielleicht noch komisch quiekte
und zudem breite Beine machte? —
Nicht mal der Gruppenführer lachte;
im Schweiße seines Angesichts
stemmte er das Soldatengewicht
im Rücken und an dessen Ende,
statt seitwärts stehend — sehr behende —
wenn nötig, etwas nachzuhelfen.
Hier heult keiner mit den Wölfen!
Sie lagen beide auf den Backen.
(Vielleicht war jetzt der Kopf im Nacken?)

Bild 2:

Wohl leicht die Beine angehockt,
sonst allerdings nichts mehr verbockt
hat der Soldat hier am Gerät.
Hast Du 'nen andern (Hilfestellung) noch erspäht?

Bild 3:

Kopf nach hinten, Beine lang,
kräftig einen Zug am „Strang",
und schon ist geschafft die Sache.
Der Gruppenführer hält die „Wache".

Bild 1:
Was meinen Sie, lieber Leser, ob der Genosse wohl auf diese Art und Weise schnell und ohne allzu große Kraftanstrengung über die Eskaladierwand kommt?

Bild 2:
Und hier an der Giebelwand? — Springen Sie ebenso ab, oder ...?

Bild 3:
Noch einmal die Giebelwand. Wir haben bereits alle drei Kontrollübungen hinter uns gebracht und sollen jetzt die letzte Aufgabe erfüllen, das Überwinden der gesamten Sturmbahn. Was meinen Sie, können wir uns hieran ein Beispiel nehmen?

Wußten Sie schon ...?

... daß der schwedische Vasalauf mit seinen 90 km die längste Skidistanz der Welt ist? Er wird seit dem 19. März 1922 ausgetragen; vom Jahre 1928 bis 1956 nahmen 6000 Männer und eine Frau an dieser Skiprüfung teil. 1956 zählte man am Start 816 Läufer. Der bisher erfolgreichste Vasaläufer ist Schwedens Skikönig Nils Karlsson, der sich neunmal den Sieg erkämpfte und 1953 die 90-km-Strecke in der phantastischen Rekordzeit von 5:01:55 Stunden zurücklegte.

... daß die Sieger bei den II. Olympischen Spielen 1900 in Paris keine Medaillen oder Lorbeerkränze erhielten, sondern „Erinnerungsgeschenke" wie Regenschirme, Spazierstöcke, Bürsten, Kämme, Pantoffeln, Notizbücher und andere Gebrauchsgegenstände? Übrigens dauerte diese Olympiade, die Unterbrechungen eingerechnet, ganze dreieinhalb Monate.

... daß Deutschland im Zehnkampf, nimmt man die sechs besten Zehnkämpfer jedes Landes und errechnet ihren Punktdurchschnitt, an dritter Stelle in der Welt steht? Die Spitze halten die amerikanischen „Athleten der Athleten" mit einem Durchschnitt von 7156 Punkten vor den sowjetischen Aktiven (Durchschnitt 7049 Punkte); bei den deutschen Zehnkämpfern beträgt der Durchschnitt 6833 Punkte.

... daß das Durchschnittsalter der Olympiasieger 1956 in den Leichtathletikwettbewerben bei den Männern 24 und bei den Frauen 22,7 Jahre betrug? Australien stellte mit der 18jährigen zweifachen Goldmedaillengewinnerin Betty Cuthbert und der 31jährigen Shirley de la Hunty-Strickland sowohl die jüngste als auch die älteste weibliche Olympiasiegerin. Bei den Männern war der Hochsprungsieger Charles Dumas (USA) mit 19 Jahren das „Küken" und der Marathonläufer Alain Mimoun (Frankreich) der „Großvater" der leichtathletischen Goldmedaillengewinner.

Soldaten fragen – wir antworten

„Mir kam der Gedanke zum ersten Mal bei den Berichten über die Olympischen Spiele und den Modernen Fünfkampf, die ich in den Zeitungen las: Der Moderne Fünfkampf ist ein militanter Wettkampf. Und deshalb hätte ich gern gewußt", schreibt uns Leutnant Sperber, „warum diese militärische Vielseitigkeitsprüfung bei uns in der Nationalen Volksarmee nicht gepflegt und entwickelt wird; denn wer anders in unserer Republik sollte dazu mehr berufen sein als die Nationale Volksarmee und in erster Linie ihre Offiziere? In diesem Zusammenhang bitte ich Sie, mir auch einiges über die genauen Bedingungen und die Entstehung des Modernen Fünfkampfes zu sagen; ferner, welche sportlichen Traditionen Deutschland auf diesem Gebiet hat."

Der Moderne Fünfkampf steckt in der Deutschen Demokratischen Republik noch in den Kinderschuhen. Bisher wurden noch keine Wettkämpfe ausgetragen, die eine Einschätzung der auf diesem Gebiet bisher geleisteten Arbeit zulassen. Es ist lediglich bekannt, daß im ASK Vorwärts Berlin, SC Dynamo Berlin, SC DHfK Leipzig und bei der Gesellschaft für Sport und Technik entsprechende Sektionen im Aufbau sind. Zur Durchführung des Trainings und von Wettkämpfen in dieser vielseitigen Sportart sind verständlicherweise eine ganze Reihe materieller Voraussetzungen notwendig, und jeder Sportler, der sich dem Modernen Fünfkampf widmen will, muß neben einem eisernen Willen einen sportlichen allseitig durchgebildeten Körper haben.

Das 300-m-Freistilschwimmen ist eine jener Disziplinen, die den Modernen Fünfkampf als militärische Vielseitigkeitsprüfung besonders geeignet erscheinen lassen

Nachdem im ASK Vorwärts Berlin in den letzten Monaten die notwendigen materiellen Grundlagen für den Modernen Fünfkampf geschaffen wurden, hat das Training in den ersten Disziplinen begonnen. Bisher konnten jedoch nur wenige Genossen für diese Sportart gewonnen werden. Dadurch geht die Entwicklung nur schleppend vorwärts, und an Wettkämpfe ist vorläufig noch nicht zu denken. Viele Sportler, die sich gern dem Modernen Fünfkampf widmen möchten, scheuen den Beginn, weil oftmals die irrige Auffassung besteht, daß unbedingt Kenntnisse im Reiten und Fechten vorhanden sein müssen. Grundbedingung für den Beginn sind jedoch vor allem gute Durchschnittsergebnisse im Langstreckenlauf und im Schwimmen. Dazu kommt selbstverständlich der unbeugsame Wille, ein entbehrungsreiches Training auf sich zu nehmen. Die Anforderungen für den Anfang sind also nicht zu hoch. Es kommt jetzt darauf an, den ersten Schritt zu wagen, damit der Moderne Fünfkampf in der Armeesportvereinigung Vorwärts schnell eine breite Basis erhält.

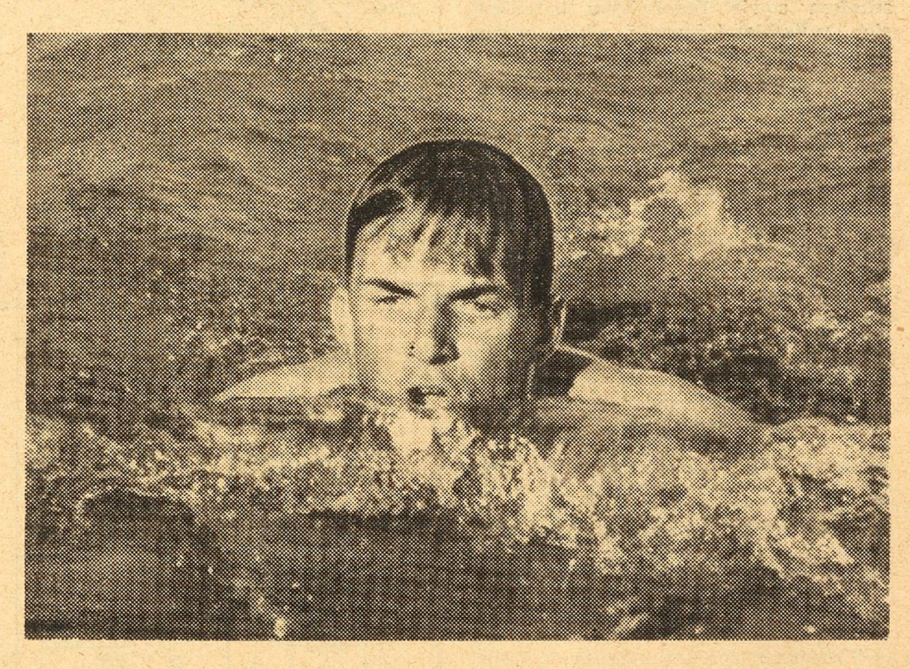
Der Moderne Fünfkampf setzt sich aus den folgenden fünf Disziplinen zusammen: Reiten, Fechten, Schießen, Schwimmen und dem Geländelauf. Seine Geschichte beginnt gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Das Ursprungsland ist Schweden. Bei der Auswahl der Übungen wurde von folgendem Gedanken ausgegangen: Ein Reiter hat eine wichtige Meldung zu überbringen. Er verliert durch Feindeinwirkung sein Pferd und muß mit den ihm zur Verfügung stehenden Waffen gegnerische Angriffe abwehren. Ein Wasserhindernis muß überwunden werden, bis er laufend sein Ziel erreicht. — Diese Übungen gehörten damals zur allgemeinen Ausbildung der Offiziere der meisten Armeen. Deshalb wurde dieser Wettkampf längere Zeit Offiziers-Fünfkampf genannt. Erst später kam die Bezeichnung Moderner Fünfkampf auf.

Im Jahre 1912 erschien der Moderne Fünfkampf erstmals im Olympischen Programm. Schweden spielte darin als Ursprungsland lange Zeit eine bedeutende Rolle. Allmählich drangen dann auch die USA, England und Deutschland zur Spitze vor. Den größten Erfolg für Deutschland erzielte Gotthard Handrick bei den Olympischen Spielen 1936, als er die Goldmedaille erkämpfte. In letzter Zeit haben sich vor allem die Sowjetunion und Ungarn nach vorn geschoben. Bei den letzten Weltmeisterschaften 1955 in Megglingen (Schweiz) siegte in der Einzelwertung Szalnikow (Sowjetunion) und in der Mannschaftswertung Ungarn vor der Sowjetunion. Bei den Olympischen Spielen in Melbourne wurde Hall (Schweden) Einzelsieger, während sich in der Mannschaftswertung erstmals die Sowjetunion eine Goldmedaille im Modernen Fünfkampf sicherte.

Der Moderne Fünfkampf beginnt am ersten Tag mit dem Reiten. Es handelt sich dabei um einen Geländeritt, der über 2500 bis 5000 m führt. Auf dieser Strecke sind 15 bis 25 künstliche und natürliche Hindernisse zu überwinden. Sieger ist jener Reiter, der die Strecke in der kürzesten Zeit, ohne Strafpunkte für begangene Fehler zurücklegt. Eine besondere Erschwerung besteht darin, daß jeder Reiter sein Pferd erst 15 Minuten vor dem Start durch Losentscheid zugeteilt erhält. In der noch verbleibenden Zeit kann der Teilnehmer das Pferd in den verschiedenen Gangarten und im Sprung auf einem Trainingsplatz kennenlernen.

Am zweiten Tag findet das Degenfechten statt. Die Kämpfe werden bis zur Anbringung des ersten Treffers geführt. Derjenige Teilnehmer, der den ersten Treffer an einem beliebigen Körperteil erhält, hat den Kampf verloren. Ist es innerhalb von fünf Minuten keinem Kämpfer gelungen, bei seinem Gegner einen Treffer anzubringen, wird dieser Kampf als Niederlage für beide gewertet. Jeder Teilnehmer muß beim Degenfechten mindestens zwanzig Kämpfe führen; bei Treffergleichheit wird zur Ermittlung der Plätze ein zusätzlicher Kampf angesetzt.

Der dritte Tag ist dem Schießen vorbehalten. Es kann eine Pistole beliebigen Musters und Kalibers verwendet werden. Geschossen wird auf eine Figurenscheibe in 25 m Entfernung; insgesamt sind 20 Schuß abzugeben, die sich in vier Serien zu je fünf Schuß aufgliedern. Die Zeit für die Abgabe eines jeden Schusses beträgt drei Sekunden, die Pause zwischen den Schüssen zehn Sekunden. Während dieser Zeit verschwindet die Scheibe, d. h., sie wird dem Schützen mit der Kante zugewendet. Die Wertung des Schießens erfolgt nach der Anzahl der auf der Scheibe ermittelten Treffer; erst bei gleicher Trefferzahl wird die erreichte Ringzahl herangezogen.



Am vorletzten Tag finden die Schwimmwettkämpfe statt. Es müssen 300 m Freistil geschwommen werden; auf der Strecke darf der Schwimmer die Stilart beliebig wechseln. Die Ermittlung der Ergebnisse erfolgt nach der Zeit, die jeder Schwimmer erzielt hat.

Als letzte Übung wird der Geländelauf gestartet. Die Strecke beträgt 4000 m, und ihr Verlauf ist durch Fähnchen sichtbar gemacht. Sie führt durch ein Gelände, das durch das Überwinden natürlicher Hindernisse hohe Anforderungen an die Läufer stellt. Die Strecke wird den Teilnehmern vorher nicht

gezeigt. Zwei Stunden vor Beginn des Wettkampfes wird an einer Tafel lediglich eine Skizze ausgehängt, nach der sie sich über den Streckenverlauf informieren können. Die Ergebnisse werden hier ebenfalls nach der erreichten Zeit ermittelt.

Für die Ermittlung der Einzel- und Mannschaftssieger stehen zwei verschiedene Systeme zur Verfügung: Einmal das verhältnismäßig einfache System nach den erreichten Plätzen. Diese Methode hat jedoch eine ganze Reihe Nachteile und wird fast nur bei inoffiziellen Wettkämpfen angewendet. Die letzte, objektive und international benutzte Methode, ist die Ermittlung der Ergebnisse nach Punkten. Jeder Teilnehmer erhält für jeden Wettkampf vor dem Start 1000 Punkte. An Hand einer Tabelle wird nach dem Wettkampf für Zeitunterschreitungen eine bestimmte Punktzahl abgezogen. Die addierten Punktzahlen der einzelnen Wettkämpfe ergeben dann das Gesamtergebnis. Derjenige Teilnehmer, der die höchste Gesamtzahl erzielt hat, ist Einzelsieger. **Hans Allmert**

* * *

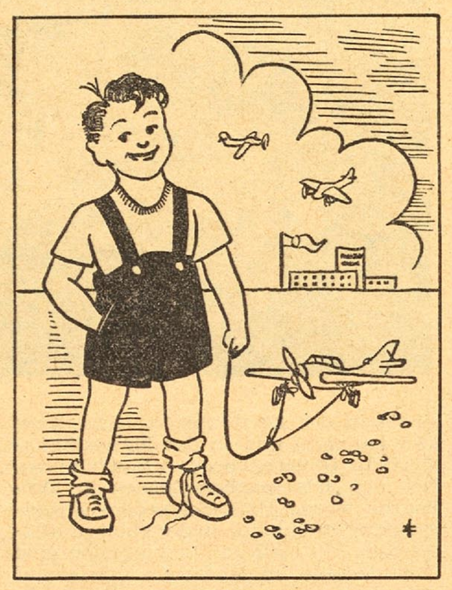
„Welche Olympischen Fußballturniere gab es bisher, und mit welchen Mannschaften sowie Ergebnissen beteiligte sich Deutschland daran?" möchte Soldat Klaus Markowsky wissen.

Das erste Olympische Fußballturnier wurde 1906 in Athen ausgetragen. Von den drei teilnehmenden Mannschaften holte sich Dänemark im Endspiel gegen die Türkei (9 : 0) den Sieg. 1908 in London waren dagegen schon die stärksten Fußballnationen der Welt vertreten; und mit dem 2 : 0 - Erfolg über die Dänen im Finale ging Englands Fußballstern auf. Vier Jahre danach in Stockholm hieß der Sieger wiederum England. Deutschland unterlag dabei in der Vorrunde den Österreichern, schlug in der Trostrunde Rußland 16 : 0 und verlor dann gegen Ungarn mit 1 : 3. In Antwerpen (1920) stand Belgien und in Paris (1924) Uruguay an der Spitze. 1928 in Amsterdam standen sich mit Uruguay und Argentinien zwei südamerikanische Mannschaften im Endkampf gegenüber. Die „Urus", die in der Aufstellung Mazali, Nasazzi, Arispe; Piriz, Fernandez, Gestido; Urdinaran, Castro, Petrone, Cea, Campolo antraten, gewannen das Match in der Wiederholung mit 2 : 1. Die deutsche Mannschaft, die mit Stuhlfauth im Tor, Beier und Weber in der Verteidigung, Knöpfle, Kalb und Leinberger in der Läuferreihe sowie Albrecht, Hornauer, Pöttinger, Ludwig Hofmann und Richard Hofmann im Sturm spielte, schlug in der Vorrunde die Schweiz mit 4 : 0, verlor dann aber gegen die „Urus" mit 1 : 4. In Berlin 1936 erkämpfte sich Italien die Goldmedaille; am Schluß des Finales (Italien—Österreich) hieß es 2 : 1. Deutschland gewann in der Vorrunde gegen Luxemburg mit 9 : 0 und verlor dann im Berliner Post-Stadion gegen den Außenseiter Norwegen mit 0 : 2. Schon in der fünften Minute hatte es zum ersten Mal bei dem deutschen Torhüter Jacob eingeschlagen, und fünf Minuten vor dem Abpfiff schoß der norwegische Halblinke Isaksen zum 2 : 0 für sein Land ein. Das Spiel war aus, Deutschlands Hoffnungen auf olympische Fußballorbeeren waren endgültig begraben.

Was ist das?



(Nachtjäger)



(Flugzeugführer)

1948 holte sich erstmals Schweden im Londoner Wembley-Stadion den olympischen Sieg (Schweden—Jugoslawien 3 : 1). Helsinki, die Stadt der XV. Olympischen Sommerspiele, erlebte das bisher stärkste Endspiel seit Austragung des Olympischen Fußballturniers. Es standen sich gegenüber: Ungarn und Jugoslawien. Nach 90 Minuten hieß das Ergebnis 2 : 0 für die Magyaren. Deutschland, das auf Grund der Nichtanerkennung des NOK der Deutschen Demokratischen Republik durch das IOC nur mit einer westdeutschen Elf vertreten war, gewann in der Vorrunde über Ägypten mit 3 : 1, schlug in der Zwischenrunde Brasilien mit 4 : 2, mußte sich in der Vorschlußrunde Jugoslawien mit 1 : 3 beugen und errang dann mit einem 2 : 0-Sieg gegen den vierten Teilnehmer der Vorschlußrunde, Schweden, den dritten Platz des Turniers. Die Aufstellung der Westdeutschen war damals: Schönebeck; Eberle, Jäger; Sommerlatt, Schäfer, Post; Hinterstocker, Stollenwerk, Zeitler, Schröder, Ehrmann. — Und hier zum Abschluß noch die detaillierten Ergebnisse des Melbourner Turniers 1956, an dem für Deutschland leider nur eine Amateurauswahl des (West)Deutschen Fußballbundes (Görz; Gerdau, Häfer; Karl Hoffmann, Rudi Hoffmann, Semmelmann; Mauritz, Geiger, Schäfer, Zeitler, Habig) teilnahm:

Vorrunde: Großbritannien gegen Thailand 9 : 0; Australien gegen Japan 2 : 0; Sowjetunion gegen Deutschland 2 : 1.

Zwischenrunde: Bulgarien gegen Großbritannien 6 : 1; Jugoslawien gegen USA 9 : 1; Sowjetunion gegen Indonesien 0 : 0 und 4 : 0; Indien gegen Australien 4 : 2.

Vorschlußrunde: Jugoslawien gegen Indien 4 : 1; Sowjetunion gegen Bulgarien 2 : 1 (nach Verlängerung). Spiel um die Bronzemedaille: Bulgarien gegen Indien 3 : 0.

Endspiel: Sowjetunion gegen Jugoslawien 1 : 0.

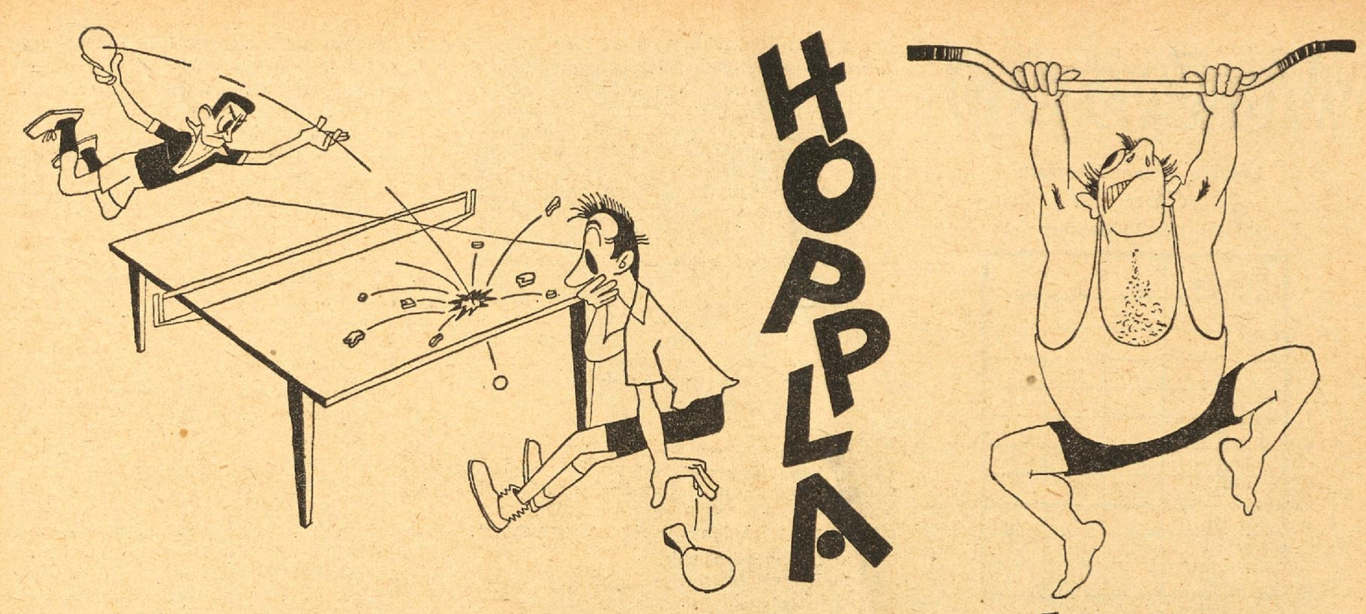
K. H. Freitag

* * *

„Ich bin 1,68 m groß", schreibt uns Genosse Wilmar Schneider und fragt: „wie lang müßten demnach die Skier sein, die ich mir kaufen will?"

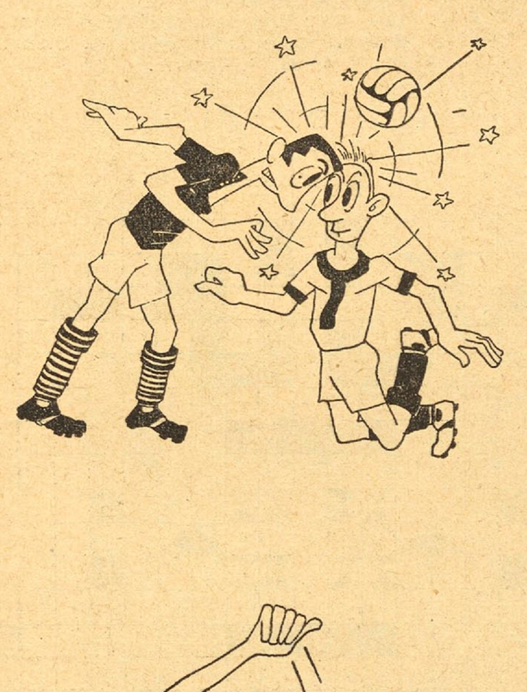
Aus der folgenden Tabelle, die der Broschüre „Skilauf und Eisschnellauf" des Sportverlages Berlin entnommen ist und auf der Grundlage langjähriger Erfahrungen zusammengestellt wurde, geht hervor, welche Skilängen im Verhältnis zur Körpergröße die zweckmäßigsten sind:

Körpergröße	Skilänge
1,55 – 1,60 m	1,90 m
1,61 – 1,65 m	1,95 m
1,66 – 1,70 m	2,00 m
1,71 – 1,75 m	2,05 m
1,76 – 1,80 m	2,10 m
über 1,80 m	2,13 – 2,18 m

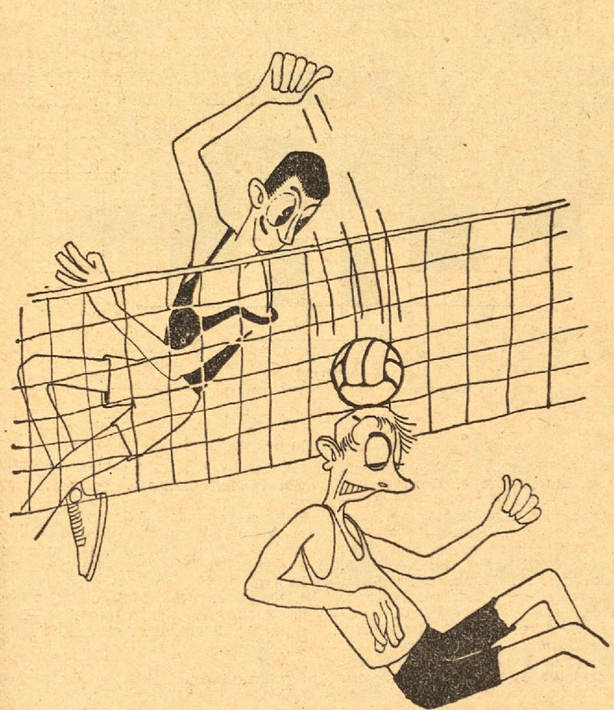


HOPPLA das ging ins AUGE

... meinte Feldwebel Leutloff, als er vor kurzem verschiedene Sportstätten besuchte und sich dort etwas näher als allgemein üblich umschaute. Was er dort sah und erlebte, hat er für die Leser der „Armee-Rundschau" in einigen Skizzen festgehalten. Ansonsten — Kommentar überflüssig!







WISSENSTOTO

Letzter Einsendetermin:
20. März 1957
(Datum des Poststempels)

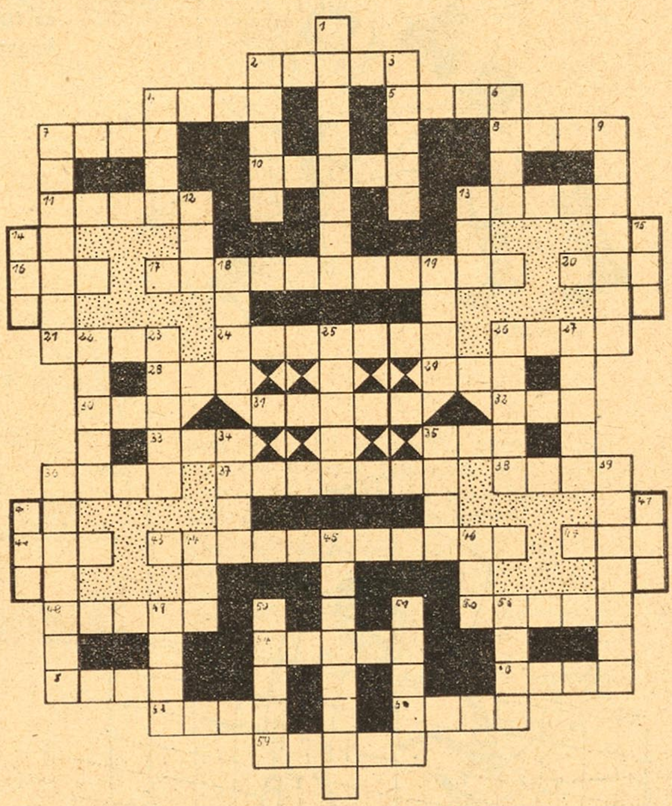
Frage	a	b	c
1			
2			
3			
4			
5			
6			
7			
8			
9			
10			

1. Wann wurde das Fernsehen zum erstenmal für Übertragungen von den Olympischen Spielen eingesetzt?
   a) 1932 (Los Angeles),
   b) 1936 (Berlin),
   c) 1948 (London).
2. Welche Bezeichnung trägt die Armeesportvereinigung der Volksrepublik Rumänien?
   a) CCA,
   b) ZDNA,
   c) CWKS.
3. Aus welcher Produktion stammt der Gérard-Philipe-Film „Die Abenteuer des Till Ulenspiegel"?
   a) Deutsch-französische Koproduktion,
   b) DEFA,
   c) Unifrance-Film.
4. Welcher französische Chansonnier gastierte Anfang dieses Jahres mit großem Erfolg in der Sowjetunion und in der Deutschen Demokratischen Republik?
   a) Francis Lorry,
   b) Yves Montand,
   c) Eddy Pauli.
5. Wer schrieb den „Dreigroschenroman"?
   a) Leonhard Frank,
   b) Bertolt Brecht,
   c) Thomas Mann.
6. Wer komponierte die Operette „Die Fledermaus"?
   a) Walter Kollo,
   b) Emmerich Kálmán,
   c) Johann Strauß.
7. Wer wurde in diesem Jahr Einzelsieger der Ägyptenrundfahrt?
   a) Georgieff (Bulgarien),
   b) Paradowski (Polen),
   c) Malitz (DDR).
8. Welcher Arzt entdeckte als erster den Erreger der Tuberkulose?
   a) Rudolf Virchow,
   b) Wilhelm Hufeland,
   c) Robert Koch.
9. Wo liegen die weltbekannten Feengrotten?
   a) Erfurt,
   b) Dresden,
   c) Saalfeld.
10. Wie hoch ist die Schallgeschwindigkeit in der Luft?
   a) 340 m/sec,
   b) 510 m/sec,
   c) 740 m/sec.

Und nun die Auflösung vom letzten Heft: 1—a („Die Mörder sind unter uns"); 2—a (Vor IHR); 3—b (3×20 Minuten); 4—a (Prag); 5—c (Vier); 6—b (Wladimir Kuz); 7—c (1960); 8—a (Thomas Mann); 9—a (Moskau); 10—c (Ampere). Die glücklichen Gewinner, denen wir herzlich gratulieren, sind:

30,— DM: H. Faber,
10,— DM: E. Suhr und H. Hoffmann,
Buchprämien: J. Schlegel, A. Steinau, Ch. Wolf, H.-G. Besmer.

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 2. Roman von Ilja Ehrenburg; 4. deutscher Fluß; 5. Mediziner; 7. Küchengerät; 8. Laubbaum; 10. Tätigkeit; 11. Bootszubehör; 13. Teil des Kopfes; 16. Außenhandelsorganisation der DDR (Abkürzung); 17. wird in England statt des Tannenbaumes als Hauptschmuck des Weihnachtsfestes verwendet; 20. Sportzeitung (Abkürzung); 21. Teil eines Raumes; 24. Begründer der wissenschaftlichen Kartographie; 26. österreichischer Schriftsteller; 28. rumänisches Gebirge; 29. weiblicher Vorname (Koseform); 30. Modezentrum der DDR (Abkürzung); 31. Teil des Besens; 32. Wirtschaftskommission der UN für Europa (Abkürzung); 33. griechischer Buchstabe; 35. Aufzug eines Dramas; 36. zwei zusammengehörige Teile; 37. naturalistischer österreichischer Schriftsteller (1805 bis 1868); 38. Tier, welches in dem Film „Liebe, Brot und Eifersucht" eine Rolle spielt; 42. Nebenfluß der Donau; 43. Geburtsstadt Fritz Reuters; 47. berüchtigte amerikanische Agentenorganisation; 48. Werkzeug; 52. Vogel; 54. männlicher Vorname; 55. schadhafte Stelle in der Kleidung; 56. Theaterplatz; 57. altertümliches Längenmaß; 58. Staat im Nahen Osten; 59. Industriestadt der DDR.

Senkrecht: 1. Sportgerät; 2. Zahl; 3. Stadt am Rhein; 4. eine der Gezeiten; 6. gesprochenes oder geschriebenes Wort; 9. spanischer männlicher Vorname; 12. indischer männlicher Vorname; 13. Wintersportgerät; 14. Abschiedsgruß; 15. Gewässer; 18. Gewürz; 19. Europäer; 22. Staat in Asien; 23. Vorbau; 25. Schriftstück; 26. Wohnungsgeld; 27. herzliche Zuneigung; 34. weiblicher Vorname; 35. aus Sanddünen bestehende Wüste; 36. Wildkatze; 39. Messestadt der DDR; 40. Bezeichnung für „in Form sein"; 41. Nachrichtenagentur der DDR; 44. Bodensenke; 45. skandinavisches Land; 46. Nebenfluß des Rheins; 49. Rauchfang; 50. Gespinst; 51. engl.: Indien; 53. gärtnerische Anlage.

SILBENRÄTSEL

a — ähn — ak — bach — burg — burg — chen — dra — e — eh — ei — es — ge — ge — gent — go — ker — len — ler — lich — mi — mie — mus — na — ner — nien — nis — o — o — pas — ra — ral — re — re — rei — ren — rol — sa — se — sen — sko — sten — tel — to — ton — ver — vol — zi

Aus den Silben sind 18 Wörter folgender Bedeutung zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen Beschluß des Präsidiums des Ministerrates der DDR ergeben:

1. Nationalität in der UdSSR;
2. Stadt im Bezirk Karl-Marx-Stadt;
3. griechischer Bildhauer;
4. Raumgehalt eines Schiffes;
5. griech. Muse der Liebesdichtung;
6. Sumpf- oder Wasservögel;
7. nordspanische Industriestadt;
8. annähernd, gleich;
9. Handfeuerwaffe;
10. nationalistische Bewegung in der jüdischen Bourgeoisie;
11. Tierfalle;
12. Feld;
13. Schädlingsbekämpfungsmittel;
14. Reiter;
15. sowjetischer Schriftsteller;
16. Wagen- oder Geräteschuppen;
17. Stadt im Bezirk Halle;
18. Spion.

AUFLÖSUNGEN

(„Armee-Rundschau" Nr. 2/57)

Silbenrätsel: 1. Diktat, 2. Emu, 3. Raritäten, 4. Demawend, 5. Iffland, 6. Echo, 7. Notec, 8. Seismograph, 9. Tibesti, 10. Diskus, 11. Echolot, 12. Richmond, 13. Fidschi, 14. Renommee, 15. Erasmus, 16. Idee, 17. Hauser, 18. England, 19. Ibarruri, 20. Tenne, 21. Indien, 22. Sokrates, 23. Tibet, 24. Eduard, 25. Irene, 26. Norweger, 27. Steinach, 28. Tromsö, 29. Republic, 30. Einspruch, 31. Nihilismus, 32. Gigant, 33. Ehre, 34. Rheinbund, 35. Delhi, 36. Inge, 37. Eckermann, 38. Nonsens, 39. Statist. — Der Dienst der Freiheit ist ein strenger Dienst, und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Kunst, 3. Arles, 6. Malachit, 9. Maat, 10. Soll, 11. Inkreis, 14. Flut, 16. Moos, 17. Membran, 18. Lehre, 19. Tenor. Senkrecht: 1. Kimme, 2. Saat, 4. Reis, 5. Seele, 6. Maximum, 7. Antrieb, 8. Torsion, 12. Effel, 13. Aster, 15. Teer, 16. Made.

Schachaufgabe: 1. Df4 (Ke7) — Df8 (Kd7) — Dd8. 2. Df4 (Kg6) — Df7 (Kh6) — Dh7.



Die allerherzlichsten Grüße
und besten Wünsche
zum Tag der
Nationalen Volksarmee!

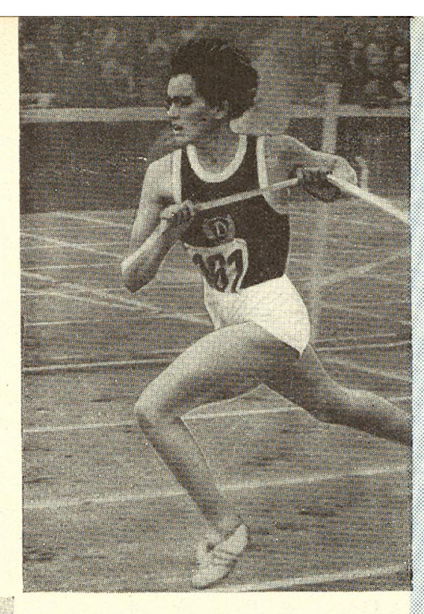


Den Armeesportlern der
Deutschen Demokratischen Republik
wünscht weiterhin viel Erfolg
Euer Sportfreund

Wolfgang Behrendt

Als Sportler des SC Wismut
wünsche ich allen Sportlern
der Nationalen Volksarmee
zu ihrem 1. Jahrestag alles Gute
und noch recht viele
große Erfolge

Willy [illegible]



Ich grüße und beglückwünsche alle
Armeeangehörigen und wünsche Ihnen
in Ihrer weiteren Dienstausführung
zum Schutze unserer Deutschen
Demokratischen Republik viel Erfolg

Christa Stubnick

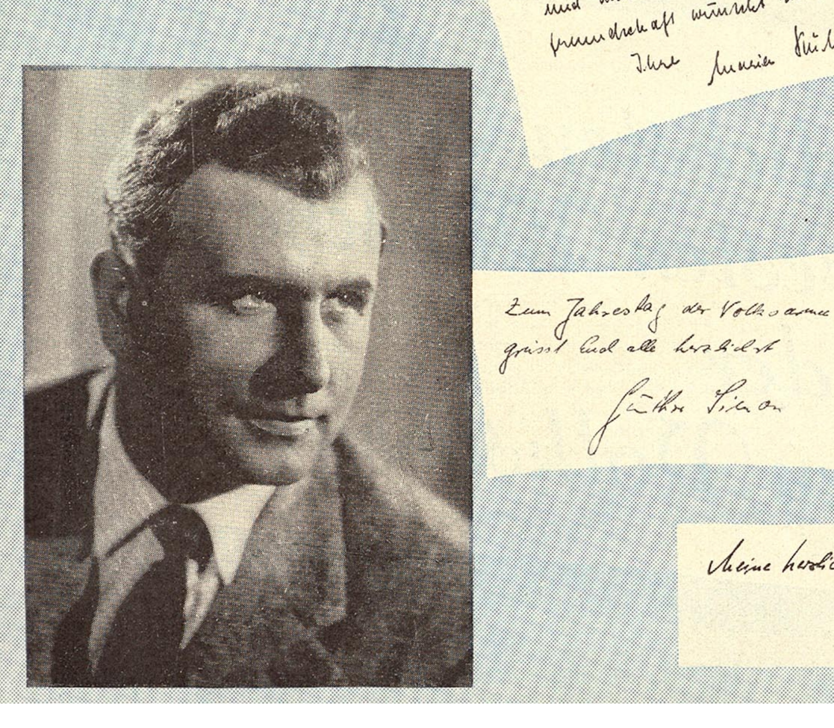




Zum „Tag der Nationalen Vo
allen Freunden des Motorsp
aufrichtigsten Wünsche und

Maria Kühne

Einen herzlichen Gruß zum
Tag unserer Volksarmee –
und weiterhin gute Freund-
freundschaft wünscht sich
Ihre Maria Kühne



Zum Jahrestag der Volksarmee
grüsst und alle herzlichst

Günther Simon

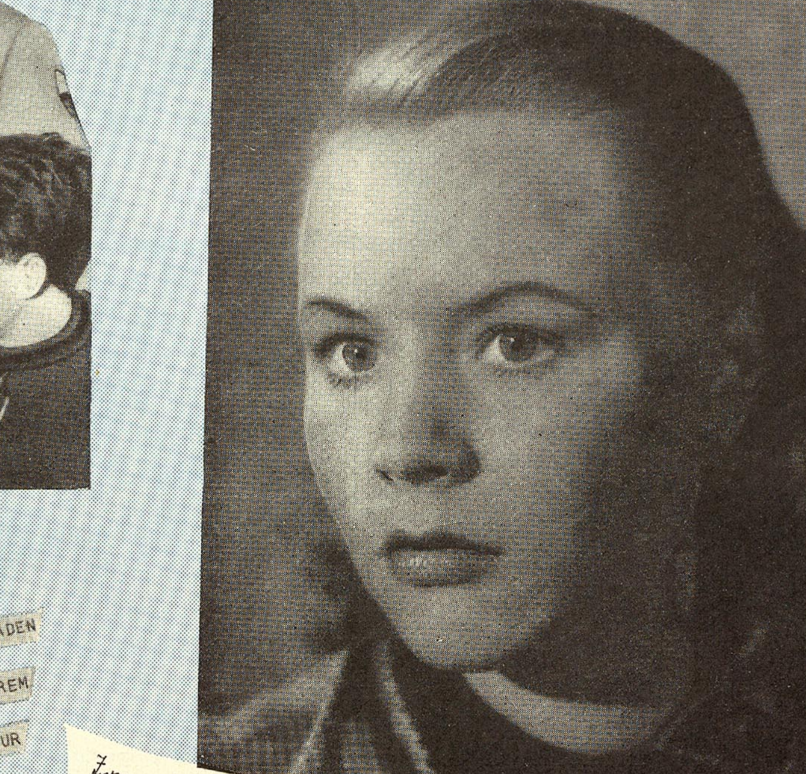
Meine herzlichsten Grüße zum Jahrestag der Armee
der „falsche Hauptmann"
Rolf Ludwig

Herzliche Glückwünsche zum ersten Jahre
von einer Berlinerin, die zwar keinen f
dafür sber eine echte "Schnauze" hat.

Zum Ehrentag unserer Nationalen Volksarmee möchte ich es natürlich nicht versäumen, allen Kameraden meine Glückwünsche auszusprechen und auch weiterhin viel Erfolg in ihrer Arbeit wünschen.

Gisela Köhler





Zum 1. Jahrestag der Gründung der Volksarmee allen ihren Angehörigen meine herzlichsten Grüße. Karla Runkehl

...olksarmee" übermittele ich ...portes in der Armee die ... freundschaftliche Grüße.

...t Cooff



...stag der Armee
...alschen Rang,

Nina Prezgott

herzliche Grüße zum Tag der Armee.
Kurt Henkels



In der letzten Zeit ist mir sehr oft, besonders von Jugendlichen, die Frage gestellt worden: Hat Fiete Jansen wirklich gelebt?

Mit meiner Antwort auf diese Frage war ich nie recht zufrieden, denn ich wollte sie nicht mit einem einfachen oder umschriebenen „Nein" enttäuschen, weil eine Gestalt wie Fiete Jansen in vielen Tausenden unserer besten Genossen lebendig war und ist. Das war meine Antwort, bis einmal ein junger Arbeiter eine andere Antwort auf die Frage hatte, die mir wesentlich besser scheint. Wir wollen nicht fragen, hat er wirklich gelebt, sondern: Wie würde er heute leben, heute kämpfen, wo wäre heute sein Platz? Und dann die Antwort: Solche kampferprobten, revolutionären Arbeiter wie Fiete dienen wie viele unserer Besten der Verteidigung unserer sozialistischen Heimat, dienen in unserer Arbeiter-und-Bauern-Armee.

Mit diesen Worten möchte ich die Genossen der Nationalen Volksarmee zu ihrem Jahrestag beglückwünschen!

Euer Genosse Hans-Peter Minetti



Ich war auch einmal Soldat (Gefreiter 1914—1918) und mußte einer schlechten Sache dienen.

Deswegen freue ich mich, daß es endlich Soldaten gibt, die für eine gute Sache einstehen.

Vor 40 Jahren hätte ich so etwas nicht zu träumen gewagt. Es ist gut, daß die Träume erfüllt werden.

Hanns Eisler



Soldaten und Offiziere der Nationalen Volksarmee in der Deutschen Demokratischen Republik, ihr seid in der Geschichte unserer Nation die erste Armee, die keine militaristischen Revanchepläne kennt und sich keine imperialistischen Eroberungsziele stellt, sondern die bereit ist, die Freiheit der Arbeiter und Bauern und aller Werktätigen zu verteidigen und den Frieden und die Errungenschaften unseres sozialistischen Aufbaus zu schützen. Kameraden Volkssoldaten, euch meinen brüderlichen Gruß.

Willi Bredel



Zum ersten Jahrestag unserer Volksarmee grüße und beglückwünsche ich die Kameraden und Genossen, die Beschützer unseres Vaterlandes und Verteidiger des Friedens auf das herzlichste

E. Weinert

Die Angehörigen der Nationalen Volksarmee sind sich bewußt, daß die Lösung der großen Aufgaben eine entscheidende Verbesserung in allen Zweigen ihrer Arbeit, die Beseitigung aller veralteten und schablonenhaften Ausbildungsmethoden und der formalen Arbeit in der politischen Erziehung erfordert.

Die militärische Ausbildung und Erziehung muß lebensnah gestaltet werden und die Angehörigen der Nationalen Volksarmee zur Erfüllung ihrer hohen nationalen Mission anspornen und begeistern.

(Aus der Grußadresse der Nationalen Volksarmee an die 3. Parteikonferenz der SED)

Bildbeilage der Zeitschrift »Armee-Rundschau«

Das neue Ausbildung

Ein Bildbericht aus der Aufklärun



Die Grundausbildung erzieht den Soldaten zur Körperbeherrschung, Exaktheit und Disziplin. Genossen des Wachregiments beim Üben der Handgriffe



*

Die Pioniere bereiten den Sturm der Infanterie vor. Besonders schnell und vom Gegner unbemerkt müssen die Gassen durch die Sperren geschaffen werden. Immer wieder wird diese Tätigkeit von den Genossen der Einheit Fräßdorf geübt



Den überwiegenden Teil der Einzelausbildung führt der Gruppenführer durch. Eine gute Vorbereitung der Gruppenführer auf die jeweiligen Ausbildungsthemen ist deshalb unbedingt erforderlich. Unterleutnant Troitsch bespricht mit seinen Gruppenführern am Abend zuvor die Schwerpunkte in der Ausbildung des nächsten Tages

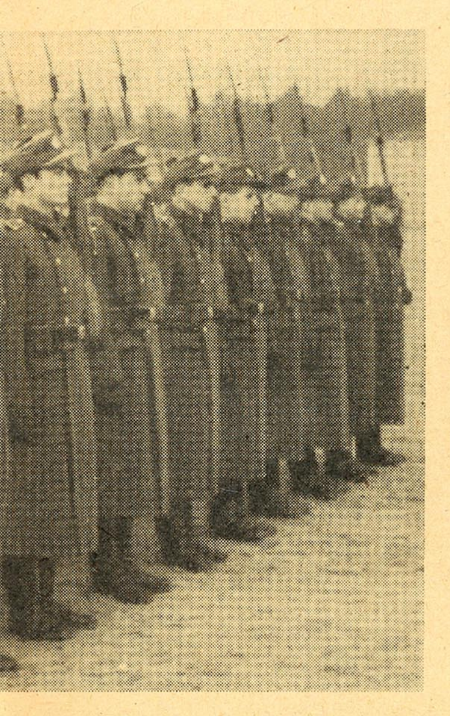




Die Beherrschung der materiellen Teile der Waffe gibt dem Soldaten Sicherheit in ihrer Handhabung. Unteroffizier Lott läßt die Genossen an der Waffe die Funktion der einzelnen Teile erklären

…gsjahr hat begonnen

…ngskompanie der Einheit Kustos



Herzliche Freundschaft verbindet die Genossen der Einheit mit den Stahlwerkern von Frankleben. Gegenseitig helfen sie sich, ihre Aufgaben erfüllen. Feldwebel Klannert, der eine Schießanlage für bewegliche Ziele entwickelte, erhielt die Möglichkeit, sie im Werk zu bauen ▶



*

In den ersten Unterrichtsstunden des neuen Ausbildungsjahres unterhalten sich die Soldaten über unseren Arbeiter-und-Bauern-Staat. Die Verwendung von Bildtafeln gestaltet den Unterricht anschaulicher und interessanter ▶



Die Aufklärer sind das Auge des Kommandeurs, ihnen gilt seine besondere Sorge. So oft es ihm die Zeit erlaubt, ist er bei der Ausbildung zugegen. Am Ende der Ausbildungsstunde spart er nicht mit Kritik und weist die einzelnen Genossen auf ihre Schwächen hin und hebt die guten Beispiele hervor ▼



Die jetzt beginnende Einzelausbildung schafft wichtige Voraussetzungen, damit jeder Armeeangehörige auch bei einer größeren Gefechtsübung seinen Mann stehen kann
Unser Bild: Der Gruppenführer beobachtet das Gefechtsfeld ▶





Foto des Monats

Chinesischer Teepavillon im Park von Sanssouci

Foto: Uffz. Lechowski

Liebe Fotofreunde!

Ihr habt mich in diesem Heft, das euch hoffentlich recht gut gefällt, schon durch all die Aufnahmen kennengelernt, die ich „geschossen" habe. Zwar sind sie für alle Leser bestimmt, von euch aber weiß ich, daß ihr sie mit dem kritischen Auge des Fachmanns betrachtet habt.

Jetzt wollen wir einmal alle Regeln auf den Kopf stellen: Ich vertausche meine Kamera mit dem Füllfederhalter, und an Stelle meiner Aufnahmen sollen auf dieser Seite der „Armee-Rundschau" Fotos von euch abgebildet werden. Und nicht ihr werdet diesmal einen fachmännischen Kommentar dazu geben, sondern ich. Einverstanden? Dann schickt bitte eure schönsten Aufnahmen von unserer Heimat oder von Wanderungen (eventuell auch zu zweit, falls es so etwas geben sollte!) an mich. Gemeinsam mit den anderen Redakteuren werde ich jeden Monat das schönste Foto auswählen und hier abdrucken. Jede Veröffentlichung wird mit 25 DM honoriert und außerdem noch mit einer Buchprämie belohnt. Zu jedem Bild bitte ich euch um folgende Angaben: Motiv, Kamera und Optik, Tageszeit der Aufnahme, Blende und Belichtungszeit, Filmsorte, bei Kunstlichtaufnahmen Größe der Lichtquellen und — falls benutzt — den Filter. Die eingesandten Fotos sollen die Mindestgröße von 6 × 9 cm haben; bitte vergeßt nicht, das Negativ beizufügen.

Das obenstehende Foto hat Genosse Unteroffizier Lechowski eingesandt. Er hat sich ein lohnendes Thema ausgesucht: den chinesischen Teepavillon im Schloßpark von Sanssouci. Golden schimmern seine barocknen Säulen und Figuren durch das dichte Grün des Parks; einziger Barockbau inmitten des verspielten Rokokos, beliebter Anziehungspunkt für Besucher und Fotofreunde.

Die Aufnahme gewinnt ihren Reiz durch das seitlich ins Bild fallende Licht. Es schafft eine gewisse Plastik. Das Gelingen einer solchen Aufnahme hängt von der richtigen Belichtungszeit ab. Man darf bei Aufnahmen mit Seitenlicht nicht knapp belichten, sondern stets reichlich, manchmal fast doppelt so lange als normal. Das ist notwendig, damit auch die lichtlosen Partien gut durchgezeichnet werden. Also nach den hellen Partien des Bildes die Belichtung messen bzw. den Belichtungsmesser einstellen. Als Faustregel kann gelten: 1½fach mehr belichten als normal.

Soviel für heute. Viele Grüße bis zum nächstenmal

euer

Ernst.

Pfiffig lugt hier um die Ecke



wo sich Max die Zeit vertreibt
und an zehn verschiedene Mädchen
ellenlange Briefe schreibt.
„Du mein Glücksstern!“ „Ach mein Täubchen!“
„Holdes Wesen!“ „Süßes Weibchen!“ —
Jede Zeile ist aufs Neue
ein papiernes Pfand der Treue.

Vormittags ist Unterricht.
Unsern Maxe juckt das nicht.
Statt zu lernen, liest er nur
heimlich die „billets d'amour“,
die von jenen Damen kamen,
weil sie Mäxchens Schwüre leider
stets für bare Münze nahmen.

Pfiffig stank die Sache an.
„Freunde“, spricht er, „hört mich an!
Ich weiß alle zehn Adressen.
Max hat heut' ein Rendezvous,
wir gehn hin und lotsen heimlich
seinen Harem mit dazu.“

Punkt drei Uhr. Geschwellte Brust —
ganz Don Juan, selbstbewußt —
Max. Er stutzt. — Statt Erika
ist sein ganzer Harem da?
Und auch Pfiffig mit Bagage? —
Gottsverdammich — die Blamage!

Maxen, der das Unglück sieht,
rutscht das Herze in die Hosen.
Er wird blaß; macht kehrt und flieht. —
Einsam dann bei ein paar Bieren
schwört er ab den Starallüren.
Seiner reuigen Natur
nutzte diese Pferdekur.



Idee und Text: Lothar Kitzing

